

Überschneidungen von Unterdrückungen

Ausgabe Nr. 10, 04. Oktober 2011



In dieser Ausgabe geht es um verschiedene Unterdrückungsverhältnisse, den Versuch, ihre unterschiedlichen Funktionsmechanismen zu erfassen, sie trotz ihrer Verwobenheit analytisch zu trennen und sie dann wieder zusammen zu führen, denn eine Unterdrückungsform kommt nicht einzeln vor, sondern ist häufig mit anderen verknüpft. So kann zum Beispiel eine *weiße* katholische KassiererIn sowohl sexistisch als auch aufgrund ihrer Klassenposition unterdrückt werden. Es handelt sich dabei aber nicht einfach um eine Aufzählung von Unterdrückungen, sondern vielmehr darum, wie sie ineinander greifen, sich gegenseitig beeinflussen und verstärken.

Ein Ereignis, in der das Zusammenspiel verschiedener Unterdrückungsverhältnisse deutlich wurde, ist die „Sarrazindebatte“ im Herbst 2010. Sowohl bei Sarrazin als auch in der anschließenden Debatte wurde kapitalistische Verwertungslogik mit genetischem und kulturellem Rassismus verknüpft, beide Argumentationsmuster stützten sich gegenseitig. Dazu erschien jüngst der Sammelband [Rassismus in der Leistungsgesellschaft](#), der in dieser Ausgabe von Siegfried Jäger als „wichtiger und äußerst verdienstvoller Beitrag“ bezeichnet wird. Verschränkungen von Kapitalismus und Rassismus sind kein durch die „Sarrazindebatte“ neu entstandenes Phänomen, sondern unterliegen einer Kontinuität, die zum Beispiel auch in der Trennung von Wirtschaftsflüchtlingen und politischen Flüchtlingen ihren Ausdruck fand und findet.

Einen Ansatz, Ungleichheitsdimensionen und ihre Überschneidungen darzulegen und zu analysieren, bietet das Konzept der Intersektionalität. Mit diesem beschäftigt sich die Rezension [Über die Verflechtung von Herrschaftsverhältnissen](#) von Peps Perdu. Forschung zur Intersektionalität befindet sich im deutschsprachigen Raum zwar noch am Anfang, dennoch verwiesen Debatten innerhalb der feministischen Bewegung schon ab den 1970er Jahren auf das Zusammendenken unterschiedlicher Unterdrückungsformen. Der Zusammenhang von Rassismus und Kapitalismus aus dieser Perspektive heraus wurde im deutschsprachigen Raum insbesondere ab Anfang der 1990er Jahre diskutiert. Aus dieser Debatte dokumentieren wir zwei Rezensionen von Detelef Georgia Schulze und Antke Engel zu den Büchern [Scheidelinien](#) von Anja Meulenbelt und [Entfernte Verbindungen](#), herausgegeben von May Ayim u.a. Es zeigt sich, dass bereits damals Themen diskutiert wurden, die bis heute ganz oben auf der Agenda stehen. In seiner Rezension [Antiklassistische Perspektiven](#) zu „Klassismus“ unterstreicht Sebastian Friedrich die intersektionale Perspektive. Er kommt zu dem Schluss, dass das Bändchen viele Anstöße für die Auseinandersetzung um Klassismus liefert und fordert zugleich, Antiklassismus nicht von Antikapitalismus zu trennen.

Außerdem diesmal: Unter dem Titel „Im Griff der Medien“ fand im Herbst 2010 das alljährliche Kolloquium des *Duisburger Instituts für Sprach- und Sozialwissenschaften* (DISS) statt. Dem gleichnamigen Sammelband widmet sich Chantal Stauder in [Wenn Medien ihre Macht](#)

[missbrauchen](#) und lobt darin die vielschichtigen Auseinandersetzungen zum Umgang von Medien mit Ausnahmesituationen und ihrem Anteil an der Produktion dieser. Das Thema der Angst spielt hier, wie auch in Adi Quartis Rezension [Geschwindigkeit und Angst](#) eine große Rolle. In seiner Rezension zu Paul Virilios „Die Verwaltung der Angst“ streicht Quartis die Produktion der Angst als Effekt des technologischen Fortschritts heraus.

Das mediale Feiern seiner „Heiligkeit“ zum Papstbesuch mag für viele Bevölkerungsgruppen schon zynisch daher gekommen sein, zumal die rigide Geschlechterpolitik der katholischen Kirche mal wieder nur marginal Thema war. Hierzu gehört beispielsweise auch der (nicht nur kirchliche Umgang) mit intersexuellen Personen, dem sich Anja Gregor in [Im Zweifel für den Zweifel](#) annimmt. Dass Katholizismus und Anarchismus nicht völlig unvereinbar sind, zeigt Sebastian Kalicha in [Zwischen Kropotkin und Papst](#) - eine Rezension zur Biographie von Dorothy Day. Mit einer speziellen Form des Glaubens beschäftigt sich Gabriel Kuhn in [Es sieht düster aus](#): Im Buch „Gegenaufklärung“ wird versucht, den Poststrukturalismus der Barbarei zu bezichtigen.

Wie stets an dieser Stelle: Wenn ihr immer rechtzeitig über die neuste Ausgabe informiert werden wollt, dann tragt euch gern in der Spalte rechts für den Newsletter ein.

Viel Spaß beim kritischen Lesen!

Ein Hype in all seiner entlarvenden Schönheit



Sebastian Friedrich (Hg.)

Rassismus in der Leistungsgesellschaft

Analysen und kritische Perspektiven zu den rassistischen Normalisierungsprozessen der „Sarrazindebatte“

Der Sammelband vereint ein Jahr nach der „Sarrazindebatte“ linke Analysen und lädt über „Sarrazin“ hinaus zu theoretischen Auseinandersetzungen ein.

Rezensiert von [Siegfried Jäger](#)

Die Linke habe sich zu Sarrazin kaum bis überhaupt nicht geäußert. So rumort es in den hegemonialen Feuilletons. Das stimmt, wenn es denn überhaupt irgendwie wahr war, ab jetzt nicht mehr. Für genauere und seriösere Analyse, so einem denn daran gelegen ist, bedarf es einer gewissen Zeit. Mit dem soeben erschienenen Sammelband, herausgegeben von Sebastian Friedrich, liegt eine Kritik vor, die tieferschürfend und anregend ist und sich nicht mit dem Bürger Sarrazin allein befasst, sondern seine Ideologie zutiefst in deutscher Geschichte und aktueller bürgerlicher Gesellschaft verankert sieht. Zu Recht! Wer sich jemals gründlicher mit dem Nationalsozialismus und seinen Vorläufern beschäftigt hat, wer die deutsche Politik nach 1945 und den fortdauernden Antisemitismus und Rassismus verfolgt hat, kann Sarrazin nicht als politischen Unfall verstehen, sondern als Ausdruck einer fortdauernden Biopolitik, kaum unter der Tarnkappe versteckt, die eine Form der Regierung der Bevölkerung darstellt, die mit wirklicher Demokratie nicht viel zu tun hat. Das klingt vielleicht für diejenigen überraschend, die meinen, 1945 markiere einen Schlusspunkt. Doch einmal etablierte Diskurse brechen nicht einfach ab. Sie mögen sich verändern, tragen jedoch immer noch antiquiertes Wissen weiter in sich – bis in die Gegenwart hinein.

In diesem Band, zu dessen Lektüre eine spannende Einleitung des Herausgebers einlädt, das sei noch einmal deutlich gesagt, geht es nicht primär um Sarrazin und seine Person und sein sehr spezifisches Verhältnis zur Wissenschaft, sondern um den aktuellen und historischen Kontext, in dem sein Buch eine derartige Wirkung erzielen konnte. Die Thesen Sarrazins mit ihrer ans Lächerliche grenzenden Antiquiertheit und den ökonomischen-statistischen Einseitigkeiten sind inzwischen eindrucksvoll kritisiert und widerlegt worden.

Die Angst vor einer Bedrohung Deutschlands durch Einwanderung erzeugt neue Rassismen

Sabine Hess wirft ein kritisches Licht auf die wissenschaftliche Wissensproduktion zum Thema Einwanderung der letzten gut 60 Jahre und auf die neuere Integrationsdebatte in Deutschland. Der Normalfall Einwanderung werde durchweg zum Problem hochstilisiert. Vorschläge für alternative Sicht- und Herangehensweisen, so etwa die, Einwanderung und Integration aus dem Blickwinkel der EinwanderInnen zu erforschen, runden diesen Beitrag ab. Dazu ist allerdings zu sagen, dass solche neue Forschung einen schweren Stand hat, da die Forschungsförderung in diesem Bereich ziemlich spärlich ausfällt. Es ginge vor allem darum, „junge Forschung“ im Rahmen der universitären Möglichkeiten noch intensiver zu nutzen als dies bisher schon der Fall ist.

Yasemin Shooman notiert, dass Kultur - und beim Antiislamismus - auch Religion in den einflussreichen Medien und der Öffentlichkeit insgesamt einen ähnlichen Stellenwert einnehme wie dies traditionell der biologische Rassismus getan hat (und dies teilweise immer noch tut). Zugleich seien als Muslime markierte Menschen und Gruppen als „Rassen“ zurecht konstruiert worden und zugleich als parasitär hypostasiert worden – eben nicht nur von Sarrazin.

Sebastian Friedrich und Hannah Schultes untersuchen den aktuellen Einwanderungsdiskurs in hegemonialen Medien (*Der Spiegel, Süddeutsche Zeitung, FAZ/FAS*). Es gehe in den untersuchten Zeitungen um das Verständnis von Integration und damit um die Frage: Integriert, vielleicht nur teilweise integriert oder nicht integriert? Rassismus als Integrationshemmnis werde nicht thematisiert. Plakative Portraits von Integrierten und nicht-Integrierten ersetzen die Analysen. Dabei werde durchaus auf Sarrazin Bezug genommen, die Medienanalysen erbrächten jedoch nicht Neues im Vergleich zu anderen vorliegenden Analysen. So heißt es:

„Die gegenwärtigen Repräsentationsformen von Migrant_innen sind geprägt durch ein Gebilde aus herrschendem Integrationsparadigma, der Negierung und Unsichtbarkeit rassistischer Strukturen und Regierung im Sinne einer leistungsorientierten Selbstdisziplinierung bei gleichzeitiger Kontrolle durch Instanzen der Mehrheitsgesellschaft.“ (S. 92f)

In seinem Beitrag zum „Reflexiven Eurozentrismus“ geht Serhat Karakayali von der Beobachtung aus, dass in neuere Formen von Rassismus vermeintlich emanzipative Kritiken eingehen und von ihm gleichsam vereinnahmt werden. Gefragt wird, wie und auf welche Weise die einzelnen Merkmale dieses Syndroms miteinander in Beziehung stehen. Reflexivität sei sowohl modus operandi des Syndroms als auch Distinktionskriterium des neuen Eurozentrismus, in dem der muslimisch „Andere“ als nichtreflexiv markiert werde. Dieser Zusammenhang wird sowohl macht- und subjekttheoretisch interpretiert. In der Sarrazindebatte werde die Trennlinie zwischen den „fahrlässigen“ und den reflexiven Subjekten vor allem entlang staatlicher Grenzen gezogen: nicht der Grenzen des deutschen Staates, sondern eines sich herausbildenden staatlichen Gebildes namens Europa, dessen Identitätsanrufungen sich nicht mehr auf nationale Kollektive richten, sondern wahlweise auf religiöse Gemeinschaften oder Mentalitäten.

Vassilis Tsianos und Marianne Pieper gehen von der Frage aus, weshalb es diese Debatte um Integration überhaupt gebe. Sie kommen zu dem Ergebnis, es gehe um das Bedrohungspotential durch „Risikopopulationen“. „Gelingt es nicht, 'die Ausländer' zu integrieren, seien zukünftig gesellschaftliche Konflikte wie in den französischen Banlieus unvermeidbar.“ (S. 125) Das sei der Grund dafür, dass es in dieser Debatte um die Vermeidung von Ghettos gehe, angebliche Parallelgesellschaften abgelehnt werden und damit eine bestimmte Form von (assimilativer) Integration eingefordert werde; um eine Integration also, bei der es ausschließlich um deutsche Interessen gehe. Sie wollen den Begriff der „biopolitischen Assemblage“ für die Rassismusanalyse fruchtbar machen, als das verschränkte Auftreten von Rassismus mit anderen Diskursen, das aber dazu führe, rassistische Positionen durch scheinbar liberale Argumente zu verschärfen. Damit liegen hoch interessante Überlegungen vor, die den Auftakt zur weiteren Ausdifferenzierung der Rassismus-Forschung darstellen können.

Biopolitische Assemblagen

Solche neuen Formen von Rassismus untersucht Juliane Karakayali. Sie diskutiert sie anlässlich der aktuellen Integrationsdebatte am Beispiel neuer Geschlechterpolitiken wie etwa der Förderung der Geburtenzahl von AkademikerInnen. Ein weiteres bilde die Bereitstellung von Elterngeld. Auf diese Weise werden vorhandene soziale Ungleichheiten zu natürlichen Ungleichheiten umgedeutet. Das geschehe im Rahmen eines neoliberalen Diskurses, der gerade jungen Frauen die Einlösung feministischer Forderungen nach Teilhabe verspreche.

In diesem Horizont versucht Moritz Altenried eine biopolitische Erklärung nach Foucault, wie man

sie in der gesamten ausschweifenden Debatte um Integration bisher nicht finden konnte. Er begreift Integration als Dispositiv im Sinne Foucaults und zeigt, dass es gar nicht um Integration im eigentlichen Sinne gehe, sondern um einen diskursiven Knotenpunkt, der verschiedene Diskurse miteinander verschränkt: ökonomische, rassistische und nationalistische. Offenbar sieht sich die mit Einwanderung konfrontierte mediopolitische Klasse selbst in einem Notstand, dem sie unter Einbringung bürgerlicher Ideologeme zu begegnen sucht.

Elke Kohlmann erkennt Sarrazins Argumentation mit dem Humankapital als einen Versuch, seinen Rassismus weiterhin in den Vordergrund zu rücken und sieht Sarrazins primäres Anliegen darin, die Kosten, die EinwanderInnen und Arme verursachen, zu senken. Ihm sei jedes Mittel recht, die ökonomisch „Unproduktiven“ ausfindig zu machen. Sie fragt, ob nicht neue analytische Werkzeuge gebraucht werden, weil Sarrazin mit dem Vorwurf Rassismus und Neo-Rassismus nicht wirklich und restlos zu kritisieren sei. Sie zeigt, dass die Ökonomie als vorrangiges Analyseinstrument für den Lebenswert der Individuen von Sarrazin etabliert wird. Zu fragen sei daher, ob Rassismus und Neorassismus überhaupt angeführt werden sollen, um Sarrazins Argumentation auseinander zu schrauben zu können. Sarrazin bediene sich ihrer und anderer Mittel möglicherweise nur, um seine Beweisführung zu stützen.

Auf der Suche nach der globalen Macht unter Rückgriff auf verdinglichtes Wissen

Jürgen Link macht darauf aufmerksam, dass Sarrazin zu Mitteln verdinglichter Intelligenz Zuflucht nimmt: Er reduziere Wissen auf quantifizierendes Wissen und primär Mathematik und Naturwissenschaften und Technik (neben einigen ausgewählten sozial- und kulturwissenschaftlichen Fächern). Verdinglicht sei Sarrazins Auffassung von dominanter Erbllichkeit, als ließe sich Intelligenz messen wie Fieber mit dem Thermometer. Auf dem Hintergrund seiner Normalismustheorie zeigt Link, dass es sich bei „Deutschland schafft sich ab“ um ein Manifest des Protonormalismus handelt (mit Protonormalismus ist im Gegensatz zum flexiblen Normalismus eine rigide autoritäre „Steuerung der Gesellschaft“ gemeint).

Christoph Butterwegge spricht von einer Sinnkrise des gegenwärtigen Kapitalismus angesichts der Ökonomisierung, Kulturalisierung, Ethnisierung und Biologisierung des Sozialen. Er verweist auf Westerwelles Wohlfahrtsstaatskritik und Sarrazins Hetze gegen den Sozialstaat. Der Neoliberalismus begünstige Standortnationalismus, Sozialdarwinismus und Wohlstandschauvinismus. Das seien ideologische Ablenkungsmanöver der Herrschenden gegenüber den Krisen und eine Gefahr für die Demokratie.

Jörg Kronauer zeigt, dass und weshalb sich Sarrazin um den deutschen Staat sorgt. Sarrazin beklage die mangelnde Gebärfreudigkeit insbesondere der deutschen akademischen Frauen und insgesamt das deutsche Bildungsniveau angesichts des Strebens Deutschlands, eine globale Macht darzustellen. Er greife in eine nationalistische Debatte ein, die zurzeit von den deutschen Eliten geführt werde. Immerhin äußere Sarrazin Zweifel, ob die Form der Demokratie geeignet sei, diesen Missständen zu begegnen.

Nora Räthzel widmet sich Sarrazins Elitekult, was in der bisherigen Debatte kaum aufgegriffen worden sei. Es gehe um die Angst der Eliten vor dem Verlust der ökonomischen, politischen und kulturellen Vorherrschaft im Norden. Sarrazin schüre mit seinen verquastenen „Beweisführungen“ diese Angst vor dem globalen Machtverlust. Sie werde auf eine Angst vor dem Süden im Inneren umgelenkt. Als Hilfe werde die Elitebildung angeboten. So entstehe eine doppelte Ermächtigungsphantasie, mit der die Angst vor dem globalen Machtverlust verdrängt werden kann.

Phantasievoll auf die Schuppe nehmen: Interventionen und Perspektiven

Charlotte Misselwitz möchte den Spieß auf intelligente und humorvolle Weise umdrehen und mit Diskurstaktiken wie Zuspitzungen, Umkehrungen, Ironisierung etc. gegen „die Gesellschaftsgruppe Sarrazin und Banker“, die sie als Parasiten bezeichnet, kritisch vorgehen. Sie nennt dieses Verfahren „narrative Spiegelung“. Die Parasiten sollen nicht allein durch bestimmte Zuschreibungen entlarvt werden, sondern durch die Anwendung solcher Zuschreibungen auf sich selbst, was dann Humor sei. Das sei besser als nur rationale Argumentation, die deshalb wenig nütze, weil einmal übernommene Vorurteile durch sachliche Korrekturen kaum zu brechen seien, da diese keine emotionale Wirkung hätten. Erst wenn das Denken mit dem Gefühl einhergehe, komme es zur Einsicht. Das ist ein Beispiel für eine Diskurstaktik, die die Position Sarrazins klar benennt, den Spieß des Bezeichneten gegen den Bezeichnenden umkehrt. So kann gezeigt werden, wer die wirklichen Schmarotzer und Parasiten sind und wie überspitzt und unwissend die vorgetragene Kritik sei.

Gabriel Kuhn und Regina Wamper nehmen die Diskussion um Meinungs- und Pressefreiheit auf. Sie argumentieren, es gehe dabei um die Grenzen und zugleich um die Verteidigung der Meinungsfreiheit. Insbesondere die Rechte fordern sie, um alles unverantwortlich herausschreien zu können. Die Rechte sehe immer dann die Meinungsfreiheit in Gefahr bzw. abgeschafft, wenn rassistische, sexistische, antisemitische, klassistische oder andere ausgrenzende Diskurse in Frage gestellt werden.

Fazit: Diabolisches Geschwätz

Man wird diesem Buch mit seinen 15 Artikeln von meistens recht jungen AutorInnen nicht in jedem Punkt zustimmen wollen. Doch es leistet einen wichtigen und äußerst verdienstvollen Beitrag, der die leidige Debatte um Integration auf eine neue Stufe führen wird. Es entlarvt diesen Diskurs als diabolisches Geschwätz (- mit „diabolisch“ ist hier nicht allein „teuflich gemeint, sondern verschleiern, bösartig täuschend, irreführend“, vgl. Krämer 2008).

Die Frage, wie es zu diesem Sarrazin-Hype angesichts der Tatsache, dass dieser eigentlich nichts Neues sagt, kommen konnte, lässt sich nur beantworten, wenn man die Strategie dieses Diskurses herausarbeitet, also die Frage beantwortet, worauf sich dieser Diskurs stützt und worauf „er“ (also dieser Diskurs) hinaus will: Herrschaft. (Die Formulierung „Strategie des Diskurses“ betont, dass es nicht um Strategien einzelner Personen oder Institutionen geht, sondern um die Frage, worauf der Diskurs hinausläuft. Dazu tragen natürlich auch einzelne Personen und Institutionen bei, bestimmen ihn aber nicht). Sarrazin verbindet seine auf den ersten Blick nur populistische Kritik an den Nutzlosen, die er auch schlicht bei der *Bildzeitung* abgeschrieben haben könnte, einerseits mit den gängigen Rassismen, greift aber zugleich auf verbreitetes Bildungswissen antiquierter Provenienz zurück, was auch solche Menschen anlockt, die ihr Wissen aus dem 19. Jahrhundert und dem Nationalsozialismus bezogen haben. Er verbindet das (antiquierte) „Wissen“ des zumeist reichen deutschen Bildungsbürgers mit ihrem angeblich legitimen Anspruch und das Recht auf den Besitz, das Verfügen über Herrschaft. Dieser Diskurs will eine andere Regierung, Demokratie ist ihm fremd. Er plädiert für die einer Elite. Damit erweist sich Sarrazin nur als Sprachrohr eines Diskurses, dem des deutschen Bildungsbürgertums als herrschender Elite, die um ihre Privilegien bangt.

Zusätzlich verwendete Literatur

Krämer, Sybille 2008: Medium. Bote. Übertragung. Kleine Metaphysik der Medialität. Suhrkamp, Frankfurt a.M.

Sebastian Friedrich (Hg.) 2011:

Rassismus in der Leistungsgesellschaft. Analysen und kritische Perspektiven zu den rassistischen Normalisierungsprozessen der „Sarrazindebatte“.

edition assemblage, Münster.

ISBN: 978-3-942885-01-0.

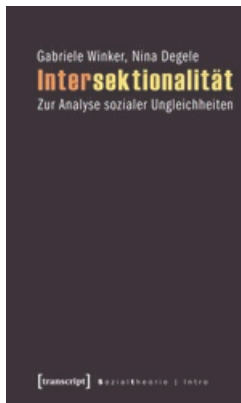
262 Seiten. 19,80 Euro.

Zitathinweis: Siegfried Jäger: Ein Hype in all seiner entlarvenden Schönheit. Erschienen in:

Überschneidungen von Unterdrückungen. 10/ 2011. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/936>.

Abgerufen am: 03. 01. 2019 14:29.

Über die Verflechtung von Herrschaftsverhältnissen



Nina Degele / Gabriele Winker
Intersektionalität
Zur Analyse sozialer Ungleichheiten

Intersektionalität ist das neue Zauberwort, um die Verflechtung von Ungleichheiten zu erfassen. Die Grundlage dessen und eigene wissenschaftliche Modelle stellen die TheoretikerInnen Nina Degele und Gabriele Winker vor.

Rezensiert von [peps perdu](#)

„Wir können Geschlecht nicht in Isolation von anderen Ungleichheiten betrachten, noch können wir allein die Verflechtung von Ungleichheiten untersuchen und die historische und kontextuelle Spezifität ignorieren, welche die Mechanismen, die Ungleichheit durch verschiedene kategoriale Trennungen produzieren, ignorieren.“ (Risman 2004, S. 443)

Herrschaftsverhältnisse und Ungleichheiten reloaded

Intersektionalität und die damit einhergehenden Diskurse sind Grund für einen Paradigmenwechsel in den Geschlechterstudien und führen so auch disziplinübergreifend zu neuen Herangehensweisen. Der Begriff wurde von der US-amerikanischen Juristin Kimberlé Crenshaw geprägt, um die Diskriminierung von *women of color* zu erfassen, welche aufgrund ihrer Ethnizität und ihres Geschlechts besonders starken Diskriminierungen auf dem Arbeitsmarkt ausgesetzt waren. Crenshaw benutzt dabei die Metapher einer Straßenkreuzung (englisch: intersection), um diese doppelte Diskriminierung darzustellen. Intersektionalität beziehungsweise intersektionale Ansätze werden dazu verwendet, Ungleichheitsdimensionen und ihre Überschneidungen darzulegen und zu analysieren. Mittlerweile finden solche Ansätze auch über die *gender studies* hinaus in den Sozialwissenschaften oder den Kulturwissenschaften Anklang. Hierbei setzt sich die Erkenntnis durch, dass Ungleichheiten und Unterdrückungsmechanismen, welche sich aufgrund von Strukturkategorien und Formen der Differenzsetzung ergeben, nicht isoliert voneinander betrachtet werden können, sondern diese aufeinander wirken und sich so ändern beziehungsweise verstärken und abschwächen können. Um diese oft kompliziert wirkende theoretische Strömung zu verstehen, bieten Gabriele Winker und Nina Degele mit ihrem Band „Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten“ eine verständliche und klar strukturierte Einführung für all jene, die sich zum ersten Mal mit der Thematik auseinandersetzen. Aufgrund ihrer eigenen Forschungen anhand der Mehrebenenanalyse lassen sich jedoch auch praktische Anwendungsbereiche der Intersektionalitätsforschung nachvollziehen.

Das Buch ist in sechs Kapitel untergliedert, wobei gerade die ersten beiden für diejenigen interessant sind, die sich eher einführend mit dem Thema auseinandersetzen wollen. In der Einleitung umreißen Degele und Winkler die Aktualität intersektionaler Analysen sowie die Verbindungen der Kategorien und Ebenen. Sie gehen darauf ein, warum gerade die Betrachtung der Wechselwirkung von ungleichheitsgenerierenden Herrschaftsverhältnissen wichtig ist und nicht eine einfache Addierung der Diskriminierungsaspekte. In anderen Worten: *women of color* können

als Frauen diskriminiert werden und als people of color, aber es kommt zu spezifischen Diskriminierungen unabhängig des Umstandes, dass sie *women of color* sind. Eindimensionale Modelle, welche nur einen Bezug auf das Klassenverhältnis oder aber das Herrschaftsverhältnis Patriarchat wiedergeben, haben mittlerweile ausgedient (S. 12), da sie in ihrem Fokus auf nur eine Kategorie eine verkürzte Analyse bieten. Bei der Frage nach der Anzahl der zu betrachtenden Kategorien gehen sie sowohl auf schon bestehende Konzepte ein, markieren aber auch hier offene Fragen und Probleme, welche mit den verschiedenen Theorien einhergehen.

Eine Erweiterung von race, class, gender

Degele und Winker positionieren sich klar in der Ansicht darüber, dass sich die verschiedenen Kategorien durch die sie forcierenden unterschiedlichen Herrschaftsverhältnisse abtrennen lassen und so als Strukturkategorien gefasst werden. Bei ihrer Mehrebenenanalyse setzen sie Kapitalismus „vor die Klammer“, da sich ihrer Ansicht nach jedes andere Herrschaftsverhältnis in den Zwang der Lohnarbeit und die kapitalistische Verwertungslogik integrieren lässt und dort deutlich wird (vgl. S. 37). Neben Klasse (Kapitalismus), Geschlecht (Patriarchat) und „Rasse“ führen sie eine vierte zu betrachtende Kategorie in ihre Analyse ein, nämlich den Körper als Kulturprodukt, welcher die Chancen auf dem Arbeitsmarkt steigert. Hier zeigt sich die Stärke ihrer Kategorienauswahl, da sich auch Differenzkategorien wie Alter, sexuelle Orientierung oder aber ability („behindert“ vs. „normal“) integrieren lassen. Durch die analytische Verengung der Kategorien auf ihr Verhältnis zur Arbeit bleiben allerdings andere Ausprägungen heteronormativer oder rassistischer Ausprägungen unreflektiert, wie beispielsweise rassistische Polizeigewalt oder sexualisierter Gewalt. So scheint – auch wenn es das Ziel der Intersektionalität ist, genau dies nicht zu tun – diese „Klammer“ zur Wiederholung der Haupt- und Nebenwiderspruchsproblematik zu führen.

Und auf welchen Ebenen spüren sie Diskriminierung?

Neben der klaren Erläuterung der Kategorienauswahl und der historischen Herleitung dieser ist eine weitere Darstellung des Buches die Darstellung der verschiedenen gesellschaftlich relevanten Ebenen, auf welchen ihr Intersektionalitätsmodell aufbaut. Sie berücksichtigen „sowohl gesellschaftliche Sozialstrukturen inklusive Organisationen und Institutionen (Makro- und Mesoebene) sowie Prozesse der Identitätsbildung (Mikroebene) als auch kulturelle Symbole (Repräsentationsebene)“ (S. 18). Gegenüber anderen Theoretiker_innen wie Knapp und Klinger gelingt es ihnen so, alle drei Ebenen miteinander zu verbinden und die erwähnten Kategorien nur deduktiv auf der Strukturebene zu setzen, um so auf den anderen beiden Ebenen Spielraum für eigene Interpretationen zu lassen. Jedoch führt die Auswahl der Kategorien auf Strukturebene zu begrifflichen Problemen, denn auch wenn sich nach Degele und Winker generierte Ungleichbehandlungen und Diskriminierungen wie Antiziganismus und Antisemitismus unter dem Begriff des Rassismus subsumieren lassen, so ergibt sich doch die Frage, inwieweit dadurch nicht auch die spezifisch und unterschiedlich wirkenden Diskriminierungen nicht mehr wahrgenommen werden können. Zudem wird zwar in Bezug auf die Kategorie „Rasse“ von einem Herrschaftsverhältnis ausgegangen, welches mit dieser Kategorie verbunden ist; allerdings wird hierbei verfehlt, dieses zu benennen oder - wie es in Bezug auf Klasse und Geschlecht geschieht - in einen historischen Kontext einzubetten. Ein möglicher Grund dafür könnte darin begründet liegen, dass auch hier die Forschung in Bezug auf soziale Ungleichheit durch „Rasse“, Ethnizität, Weltanschauung, Religion oder Nationalität noch Unklarheiten aufweist.

Gerade im vierten Kapitel zeigt sich eine weitere Stärke vom Degele und Winkler: Sind theoretisch-empirische Modelle oft sehr trocken und schwierig nachzuvollziehen, vereinfachen die Auszüge einzelner Interviews und die bildliche Darstellung des Modells und des Untersuchungsverlauf in Form von Diagrammen das Verständnis der intersektionalen Mehrebenenanalyse enorm.

Zusammenfassend lässt sich zweierlei festhalten: Einerseits kann man – vergleicht man das vorliegende Werk mit anderen Büchern, welche sich mit dieser Thematik auseinandersetzen -

Degele und Winker für ihre verständliche Sprache und die Sinnhaftigkeit ihrer Argumentation danken. Andererseits lässt dieses Buch hoffen, dass es in den nächsten Jahren zu weit mehr Betrachtungsweisen intersektionaler Ansätze kommt, denn „Intersektionalität hat sich in seiner kurzen Geschichte zu einem Konzept entwickelt, das über ein Strömungen übergreifendes Potenzial verfügt und Perspektiven für konstruktive Weiterentwicklungen und Anwendungen bietet.“ (S. 14)

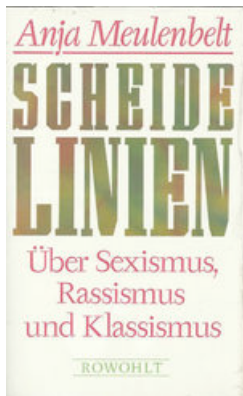
Zusätzlich verwendete Literatur

Risman, Barbara J. 2004: Gender as a Social Structure. Theory Wrestling with Activism. In: Gender & Society 18, S. 429-450.

Nina Degele / Gabriele Winker 2009:
Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten.
Transcript Verlag, Bielefeld.
ISBN: 978-3-8376-1149-6.
166 Seiten. 13,80 Euro.

Zitathinweis: peps perdu: Über die Verflechtung von Herrschaftsverhältnissen. Erschienen in: Überschneidungen von Unterdrückungen. 10/ 2011. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/937>.
Abgerufen am: 03. 01. 2019 14:29.

Scheidelinien: Anja Meulenbelt über Sexismus, Rassismus und Klassismus



Anja Meulenbelt
Scheidelinien
Über Sexismus, Rassismus und Klassismus

Diese Rezension von 1990, zuerst erschienen in der PROWO, geht den Überschneidungen unterschiedlicher Unterdrückungssysteme auf den Grund und zeigt, dass alte Diskussionen den aktuellen sehr ähneln können.

Rezensiert von [Detlef Georgia Schulze](#)

[Die Rezension entstand 1990 im Kontext der damals insbesondere im feministischen Teil der linksradikalen Szene einsetzenden Diskussion über Rassismus. Wichtig für die damalige Debatte waren auch das Heft 27 „Geteilter Feminismus“ der *beiträge zur feministischen theorie und praxis* aus dem gleichen Jahr und Übersetzungen von Texten von Jenny Bourne in dem Buch „From Resistance to Rebellion“ (Schwarze Risse / Rote Straße: Berlin/Göttingen, 1992), von denen „Für einen anti-rassistischen Feminismus!“ zuvor als Separatdruck erschienen war. Das hier besprochene Buch ist auch in dem – im Sommer 1990 veröffentlichten und die damalige autonome Diskussion stark prägenden – „Drei zu Eins“-Papier von Klaus Viehmann u.a. erwähnt.]

Was ist Unterdrückung?

Meulenbelt schreibt in ihrem Buch über die von ihr sogenannten drei großen Unterdrückungsverhältnisse Klassismus, Sexismus und Rassismus sowie über den Antisemitismus, den sie nicht einfach nur als Unterfall des letzteren betrachtet. Im I. Kapitel definiert die Autorin Unterdrückung

„als System gesellschaftlicher Ungleichheit, bei dem man von einer nachweisbaren Dominanz der einen Gruppe von Menschen über eine andere sprechen kann. Diese Dominanz findet sich meist in den gesellschaftlichen Strukturen wieder, zum Beispiel in der Gesetzgebung, die einer Gruppe mehr Vorteile sichert als der anderen, in einer Arbeitsteilung, die der einen Gruppe eine bessere ökonomische Position bietet als der anderen, oder in einer Überrepräsentanz der dominanten Gruppe an den Orten, wo Entscheidungen getroffen werden (...). Diese Ungleichheit wird außerdem oft von der öffentlichen Meinung und der herrschenden Ideologie unterstützt, die Erklärungen dafür liefern, warum es ‚natürlich‘ ist, daß eine Gruppe die bessere gesellschaftliche Stellung einnimmt als die andere. Bei dieser Definition von Unterdrückung ist es (...) wichtig, daß das System auf diese Weise funktioniert, auch wenn es per se nicht so beabsichtigt ist.“ (S. 38)

Ausgehend davon stellt sich die Frage, wieso sie die in ihrem Buch behandelten Unterdrückungsverhältnisse als „große“ bezeichnet und deshalb andere nicht behandelt. Diese Frage bleibt bei ihr im Kern offen, weil sie zwar für das *aktuelle* Bestehen von Unterdrückung auf ein Ineinandergreifen von historischen, ökonomischen, soziologischen und psychologischen Faktoren verweist (S. 47). Damit ist aber eine *theoretische Analyse der Ursachen von Unterdrückungssystemen* noch nicht geleistet: Der Marxismus geht beispielsweise davon aus, daß

die unterschiedlichen Formen der Klassenherrschaft eine Funktion der Entwicklung der Produktivkräfte sind, die ihrerseits wiederum der Befriedigung der sich zusammen mit ihnen weiterentwickelnden menschlichen Bedürfnisse dienen. Danach sind die jeweiligen Produktionsverhältnisse – je nach Stand der Produktivkräfte – mal Entwicklungsform und mal Fessel der Produktivkräfte. Der Marxismus geht dabei von einer Abfolge der Existenz beziehungsweise Nichtexistenz verschiedener Formen der Klassenherrschaft aus: Urkommunismus, Sklavenhaltergesellschaft, Feudalismus, Kapitalismus, Sozialismus, Kommunismus und als Sonderfall der Klassenherrschaft die „asiatische Produktionsweise“. Es besteht die *Möglichkeit*, dieses Erklärungsschema für Klassenherrschaft – durch eine entsprechend weite Definition des Begriffes der Produktionsverhältnisse – auf andere Unterdrückungsverhältnisse auszuweiten. Und es besteht die Möglichkeit, für *andere* Unterdrückungsverhältnisse (also beispielsweise Sexismus und Rassismus) andere Ursachen zu sehen. Das hieße die unterschiedlichen Formen der rassistischen sowie Geschlechterherrschaft ebenfalls als Entwicklungsformen beziehungsweise Fesseln der Produktivkräfte zu betrachten. Und es besteht schließlich die Möglichkeit, den marxischen Erklärungsansatz auch bereits für die Klassenherrschaft, den Klassismus, für falsch zu halten. Diese analytisch-theoretischen Fragen bleiben bei Meulenbelt leider offen. Indem sie sich aber mit der These, „Wenn du so anfängst, kannst du Linkshänder und Motorradfahrer gleich mit auf die Liste (der unterdrückten Menschen, PROWO) setzen“, auseinandersetzt, begründet sie aber zumindest ihre weite Definition von Unterdrückung. Sie schreibt dazu: „Diese Art von Lachen ist natürlich denen vorbehalten, die nicht zu den Gruppen gehören, über die gelacht wird, und es ist ein hervorragendes Kennzeichen der Unterdrückung, von der wir sprechen.“ Ihre These ist nämlich, daß die „Formen der Unterdrückung (...) von der ‚unschuldigen‘ Version, zum Beispiel oft verspottet zu werden, bis hin zu der Drohung der totalen Vernichtung“ reichen (S. 46).

Der Ausgangspunkt des Buches

Ausgangspunkt für Meulenbelts folgende Auseinandersetzungen mit Klassismus, Rassismus, Antisemitismus und Sexismus sind die Diskussionen in der (nicht nur niederländischen) Frauenbewegung:

„Als linke Männer uns beschuldigten, daß wir die Klassengegensätze vergessen würden, verwarf ich dies als einen männlichen Versuch, Zwietracht unter uns Frauen zu säen. Ich verstand es als sexistischen Gegenangriff, und das war es auch. Schwieriger wurde es, als die Kritik nicht von außen, sondern aus den Reihen der Frauenbewegung selbst kam, von Feministinnen aus der Arbeiterklasse – es stellte sich heraus, daß es nicht sehr viele waren – und von schwarzen Frauen (...). Nun begannen Frauen mir zu sagen, daß ich nicht nur wie sie unterdrückt sei, sondern auch ihnen gegenüber Privilegien besäße. Neue Fragen kamen auf: Warum hatte ich eigentlich keine schwarzen Freunde und Freundinnen? Warum verwirrte mich die Gegenwart schwarzer Menschen so sehr, warum wurde ich unsicher, warum machte mich Kritik so ärgerlich? Und was gingen mich die Vorwürfe der Frauen aus der Arbeiterklasse an, konnte ich etwas dafür? Hatte ich den Kapitalismus doch nicht erfunden?“ (S. 33)

Klassismus

Ausgehend davon setzt sie sich zunächst mit dem Klassismus auseinander. Dabei geht es ihr nicht nur um die Herrschaft des Kapitals über die ArbeiterInnenklasse, auch nicht um bloß ökonomische Ausbeutung, sondern um die *alltägliche Erfahrung des Klassismus*: das unterschiedliche Verhältnis zu Geld(ausgeben) (S. 71ff), die Geringschätzigkeitsäußerung von Menschen aus der städtischen Mittelschicht über BäuerInnen oder ArbeiterInnen (S. 74), die unterschiedlichen Chancen in der Schule und Zugangsmöglichkeiten zu Universität und Kultur, die verschiedenen Kleidungs- und Erziehungsklischees sowie unterschiedlichen Sprachen et cetera (S. 80ff). All dies ist jeweils durch Interviews mit Menschen aus verschiedenen gesellschaftlichen Schichten belegt. Sodann wendet sie sich im siebenten Abschnitt des Kapitels der Klassenstellung von Frauen in der Theorie zu.

Zunächst setzt sie sich kritisch mit patriarchalen soziologischen Theorien auseinander, die Frauen nach der Klassenstellung des „Familienoberhauptes“, also meistens eines Mannes, einordnen. Aber auch die marxistische „Zweiteilung“ der Gesellschaft „in Bourgeoisie und Proletariat“ sei unzureichend, denn sie lasse beispielsweise die unterschiedliche Stellung von Frauen und Männern auf dem Arbeitsmarkt außer Acht. Außerdem gebe es

„eine große Anzahl von Menschen, die keinen Besitz an Produktionsmittel haben (selbst wenn sie mit einem solchen männlichen Besitzer verheiratet sind) und die, um zu überleben, nicht vom Verkauf ihrer Arbeitskraft, sondern vom Mann abhängig sind, der seine Arbeitskraft verkauft (...). Diese Gruppe verfügt über kein eigenes Einkommen, aber wird im Tausch für das Verrichten der Hausarbeit und die Versorgung der Kinder mit Kost und Logis unterhalten.“ (S. 112)

Schließlich diskutiert sie die These von Simone de Beauvoir, Frauen seien eine Kaste (S. 113f) sowie die radikalfeministischen (in Abgrenzung zu bürgerinnenlich-feministischen einerseits und sozialistisch-feministischen Positionen andererseits) Theorien, die „Frauen als eigene Klasse definieren“ (S. 114f). Ihre eigene Position:

„Eine Theorie, die alle Frauen zu einer Klasse zusammenfaßt, negiert die Klassenunterschiede der Frauen untereinander. (...) Eine Theorie, die blind ist für die Geschlechterunterschiede, die innerhalb jeder Klasse bestehen, verhüllt damit nicht nur die Unterschiede, die innerhalb jeder Klasse bestehen, sondern auch die Struktur des Kapitalismus selbst. Die Arbeiterklasse besteht ebenso wie die herrschende Klasse aus zwei Geschlechtern.“ (S. 116)

... in der Sprache der Übersetzerin zumindest aber nicht! Der nächste Abschnitt (S. 117ff) ist dann der Klassenstellung von Frauen in der Praxis gewidmet. Im 9. Abschnitt wendet sie sich gegen eine antifeministische Kritik an Frauen aus höheren Schichten, die für sich die gleichen Rechte wie für die Männer aus ihrer Schicht fordern. Gleichermäßen wendet sie sich dagegen, klassistisch die Forderungen beispielsweise von Mittelschichtsfrauen falsch zu verallgemeinern und damit Forderungen von proletarischen Frauen auszublenden. Die Abschnitte 10. und 11. dieses Kapitels beschäftigen sich mit dem „Klassismus innerhalb der Frauenbewegung“ (S. 131ff) und dem Zusammenhang von „Klasse und Sexismus“ (S. 140ff).

Rassismus

Zunächst eine Definition: „In diesem Buch benutze ich ‚schwarz‘ nicht als Bezeichnung der Hautfarbe, sondern als politischen Begriff.“ Im Gegensatz dazu verwendet sie den Begriff „Weiße“ für die vom Rassismus Profitierenden. Die Problematik dieser Begriffsbildung diskutiert sie auf den Seiten 149ff. Der nächste Abschnitt beschäftigt sich mit „Rassismus als gelebte Wirklichkeit“ (S. 154ff). Als erstes schildert sie die Vermittlung rassistischer Klischees durch Schule und Medien. In dem Zusammenhang weist sie auch auf die langjährige niederländische Kolonialtradition hin. Schließlich kritisiert sie moderne Varianten des Rassismus, die nicht mehr offen mit der vermeintlichen „Minderwertigkeit“ anderer Menschen argumentieren, sondern sich auf die „Andersartigkeit“ beziehen und damit beispielsweise die Ausweisung von ImmigrantInnen und Flüchtlingen rechtfertigen. Im nächsten Abschnitt beschäftigt sie sich mit der Schwierigkeit, das Entstehen von Rassismus zu erklären. (S. 160ff) Danach beschreibt sie, wie rassistisch Unterdrückte diese Unterdrückung verinnerlichen. Die Abschnitte sechs und sieben beschäftigen sich mit der „Sozialisation von schwarzen und weißen Kindern“ (S. 172) sowie dem „Erlernen von Rassismus“ (S. 181ff). Hier macht sie sehr anschaulich, wie rassistische Vorstellungen in der Gesellschaft weiter verbreitet werden. Der nächste Abschnitt handelt vom Rassismus in der Frauenbewegung (S. 188f). Hier behandelt sie zunächst die Ausgrenzung von schwarzen Frauen durch weiße Frauen aus der Frauenbewegung. So sei z.B. in der (weißen) feministischen Literatur lange Zeit kein Platz für die unterschiedlichen Erfahrungen und Interessen von schwarzen und weißen Frauen gewesen; weiße Maßstäbe von Frauenemanzipation würden schwarzen Frauen oftmals

einfach übergestülpt. So recht sie damit generell zu haben scheint, unterliegt sie doch im konkreten der Gefahr, den Sexismus *praktisch* zum Nebenwiderspruch gegenüber dem Rassismus (und Klassismus) zu machen – ersteren mit letzteren *zu entschuldigen*. Dies z.B., wenn sie folgende Zitate von schwarzen Frauen wiedergibt: „Aber es geht nicht darum, ob wir mit ihnen (den Männern) schlafen wollen. (...) Es geht darum, daß hier in Boston ein schwarzer Mann nach dem anderen ermordet wird.“ (S. 195) Meines Erachtens geht es um *beides*: Sowohl darum, daß Männer (und Frauen!!!) aus rassistischen Motiven ermordet werden *als auch* darum, daß Verhältnis von Sexualität und *Herrschaft* zu verändern.

Weitgehend richtig scheinen dann wieder die Konsequenzen zu sein, die sie in vier Punkten zieht (S. 200f), von denen der letzte hier zitiert sei:

„Ferner erscheint es mir als sehr wichtig, daß wir nicht beginnen, für ausländische Frauen und Frauen aus der Dritten Welt zu bestimmen, wo ihre Prioritäten liegen sollten. Für jede Frauengruppe kann die Frauenbefreiung und Emanzipation anders aussehen. Jede Frauengruppe wird diese Frage selbst zu entscheiden und zu verantworten haben. (was u.E. nicht ausschließt, darüber eine gruppenübergreifende Diskussion zu führen, PROWO). Unsere Aufgabe dabei ist, sie dort, wo es gewünscht wird, zu unterstützen und auch nur in der Form, in der diese Unterstützung gewünscht wird.“ (S. 201)

Im nächsten Abschnitt setzt sie sich kritisch mit der *marxistischen Nebenwiderspruchsthese in Bezug auf den Rassismus* auseinander, dieser sei nur eine Folge des Kapitalismus (S. 203).

„(...) in einem gewissen Sinne können wir erkennen, daß farbige Menschen, die eine höhere Stellung bekleiden weniger diskriminiert werden. Auch wenn mir eine chinesische Augenärztin erzählte, wie häufig sie gefragt würde, ‚ob denn der Herr Doktor nicht kommt‘. Klasse und Hautfarbe haben viel miteinander zu tun, dennoch ist es falsch anzunehmen, Rassismus wäre nur eine Nebenerscheinung des Klassismus. Das ist an einer Tatsache sofort zu erkennen: Rassismus tritt sicher nicht nur bei den Machhabern auf, die ein Interesse an der ökonomischen Ausbeutung der Arbeiterklasse haben.“ (S. 203f)

Das Kapital kennt im Normalfall keine Grenzen und Nationen, sondern will sich schlicht verwerthen; aber die weiße ArbeiterInnenklasse ist es, die ein eigenständiges Interesse daran hat, gegenüber der schwarzen ArbeiterInnenklasse privilegiert zu werden – genauso wie Männer ein Interesse daran haben, besser bezahlt zu werden als Frauen. Und nicht nur von staatlichen Entscheidungsstrukturen, sondern auch von den Strukturen der Linken sind Schwarze ausgeschlossen oder unterliegen zumindest einem diskriminierten Zugang. Auch die Erfahrungen in den Staaten des antiimperialistischen Lagers zeigen, daß die Aufhebung der kapitalistischen Klassenherrschaft nicht automatisch ein Ende des Rassismus bedeutet. Im letzten Abschnitt dieses Kapitels (S. 206ff) geht es dann darum, wie sich Klassismus, Sexismus und Rassismus gegenseitig bedingen. Und darum, daß sich Klassenherrschaft geschlechts- und „rassen“spezifisch auswirkt und umgekehrt: daß Rassismus und Patriarchat klassenspezifische Erscheinungsformen haben.

Antisemitismus

Im IV. Kapitel beschäftigt sich Meulenbelt einerseits in den Abschnitten 2. bis 5. mit den Auswirkungen der Jahrhunderte währenden Verfolgung von Juden und Jüdinnen, insbesondere des Holocaust, auf das heutige jüdische Bewußtsein (S. 219ff) und andererseits in den Abschnitten 1. und 6. mit dem Verhältnis von Rassismus und Antisemitismus. Hier zeigt sich erneut der Vorteil ihrer weiten Definition von Unterdrückung. Auch wenn Juden und Jüdinnen heute in den Niederlanden nicht direkt benachteiligt werden, ist es ihr damit möglich, *auch aktuell* den Antisemitismus als (*besonderes*) Unterdrückungsverhältnis zu erfassen. Juden und Jüdinnen seien zurzeit beispielsweise nicht (so) wie Schwarze von führenden gesellschaftlichen Positionen ausgeschlossen. Einerseits seien Juden und Jüdinnen als Weiße gegenüber Schwarzen privilegiert

(S. 218f); Jüdisch-sein schütze aber nicht davor, gleichzeitig rassistisch gegenüber Schwarzen zu sein (S. 238). Andererseits gebe es aber auch einen Schwarzen Antisemitismus (ebd.).

Männer

Im nächsten Kapitel geht sie unter anderem der Frage nach, ob auch Männer Opfer des Patriarchats sind beziehungsweise sein können. Sie zitiert dazu die Feministin Carol Ehrlich:

„Ein Mann kann sich weigern, Frauen, die er kennt, zu unterdrücken; er kann den Haushalt und die Sorge für die Kinder teilen, er kann jede unappetitliche Einzelheiten des Machoverhaltens ablegen. Aber in dem Moment, wo er mehr Geld verdient als seine weibliche Kollegin, (...) ist er immer noch Mitglied einer privilegierten Gruppe.“ (S. 246)

Meulenbelt selbst schreibt, schon ihre Definition von Unterdrückung als Dominanz einer Gruppe über die andere mache im Patriarchat genauso unmöglich, daß Männer als *Männer* unterdrückt werden, wie es unter gegenwärtigen Verhältnissen unmöglich ist, daß Weiße als *Weiße* unterdrückt werden. (S. 246f) Im 3. Abschnitt schreibt sie von „Männern als potentielle(n) Verbündete(n)“ der Frauenbewegung. Hier unterliegt sie erneut der Gefahr, Sexismus nachrangig zu behandeln. Recht hat sie allerdings, wenn sie die Frage aufwirft, „ob nicht beispielsweise die Klassenverhältnisse zwischen Männern zur Aufrechterhaltung des Sexismus beitragen“ und betont: „Das macht einen extremen(!) Sexismus nicht weniger sexistisch und auch nicht akzeptabel.“ (S. 250)

Schließlich schreibt sie zum Separatismus:

„Wo aber diese ursprüngliche Erkenntnis (nämlich, daß viele Interaktionen zwischen Frauen und Männern zum Schaden von Entwicklungsmöglichkeiten für Frauen einseitig verlaufen, PROWO) zu dem Dogma und der feministischen Vorschrift erstarrt, die da lautet: ‚Du sollst keine Energie in Männer stecken, denn alle Energie, die in Männer geht, geht den Frauen verloren‘, arbeitet sie schließlich einer wirklichen Veränderung entgegen. (S. 251)“

Ein solcher Automatismus bestehe aber nicht, dies hänge vielmehr „davon ab, wie, auf welche Weise, mit welchem Ziel wir mit unserer Energie umgehen“ (ebd.).

Die Abschnitte 4. und 5. dieses Kapitels beschäftigen sich mit der „Sozialisation zum Mann“ und der „Schädlichkeit von Geschlechterrollen“. In den beiden Abschnitten danach geht es noch einmal um den Zusammenhang von „Männlichkeit, Klasse und Hautfarbe“ (S. 260ff) und die sich daraus ergebenden „Anknüpfungspunkte“ für die Frauenbewegung (S. 264ff).

„Perspektiven: Hoffnung und Verzweiflung“

Im letzten Kapitel, das die vorstehende Überschrift trägt, behandelt Meulenbelt u.a. noch einmal die Alternative „Separatismus oder Zusammenarbeit?“ (S. 274ff) In ihrem Schlußwort faßt sie ihr Anliegen noch einmal zusammen:

„Ich habe versucht, die Notwendigkeit aufzuzeigen, jede Form der Unterdrückung für sich zu betrachten, wie diese historisch gewachsen ist, welche Folgen diese für Menschen auf der unterdrückten Seite und welche sie auf der dominanten Seite hat. Daneben ist es aber nötig, daß wir über die Grenzen unserer eigenen Unterdrückung hinausschauen und erkennen, wie die verschiedenen Formen – Sexismus, Rassismus und Klassismus – sich gegenseitig bedingen.“ (S. 296)

Diese Sichtweise kann meines Erachtens „nur dazu beitragen, die sachlichen Zusammenhänge zwischen ihnen genauer zu erkennen und auf dieser Grundlage die erforderlichen Bündnisse zwischen ihnen reichhaltiger zu entwickeln als dies auf der Grundlage einer nur imaginären Einheit in einem vorgestellten ‚totalen Emanzipationsprozeß‘ möglich ist.“ (Wolf 1988, S. 23ff) Schließlich

ist für die Entwicklung einer adäquaten Strategie der noch einmal quer stehende Charakter ökologischer und antiimperialistischer Transformationskämpfe zu berücksichtigen, die sich jeweils gegen eine Kombination von Elementen patriarchaler, kapitalistischer (und in letzterem Fall: rassistischer) Unterdrückungsverhältnisse wenden.

Resümee

Ihrem eigenen Anliegen ist Meulenbelt meines Erachtens gerecht geworden. Sie hat in ihrem Buch (auch in ihrem 38-seitigen Literaturverzeichnis, das vor allem englische und niederländische, aber auch deutsche Literatur erschließt) reichhaltiges Material für die weitere linke Diskussion zusammen gestellt. Dies gilt nicht nur für ihre Kritik am orthodoxen Marxismus, der GeschlechterHerrschaft und Rassismus offen zu Nebenwidersprüchen erklärt. Ihr ist es als Feministin vielmehr auch gelungen, diesen auf seinem ureigensten Feld, der Auseinandersetzung mit der Klassenherrschaft, zu schlagen. Sie lenkt den Blick der LeserInnen auf Themen, die dem Ökonomismus der traditionellen Linken leicht entgehen. Damit ist das Buch trotz einiger vorstehend diskutierten Defizite und Unklarheiten unbedingt zur Lektüre zu empfehlen. Diese kann auch nicht durch eine Rezension dieser ungewöhnlichen Länge ersetzt werden.

Zusätzlich verwendete Literatur

Wolf, Frieder Otto 1988: Vom Picknick im sterbenden Wald. In: Horizonte Nr. 6. S. 23ff.

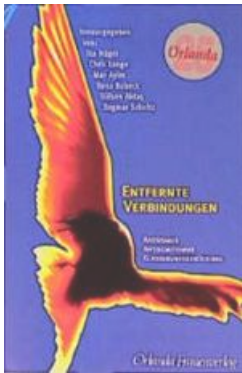
**

Diese Rezension erschien zuerst in der *PROWO*, Nr. 6, 28.09.1990 und unter diesem Datum nachträglich – zusammen mit einer selbstkritischen Vorbemerkung – auch auf theoriealspraxis.blogspot.de und wurde uns freundlicherweise von dem/der damals Autor – heute: AutorIn – zur Verfügung gestellt.

Anja Meulenbelt 1988:
Scheidelinien. Über Sexismus, Rassismus und Klassismus.
Rowohlt Verlag, Reinbek.
ISBN: 978-3499193552.
336 Seiten.

Zitathinweis: Detlef Georgia Schulze: Scheidelinien: Anja Meulenbelt über Sexismus, Rassismus und Klassismus. Erschienen in: Überschneidungen von Unterdrückungen. 10/ 2011. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/938>. Abgerufen am: 03. 01. 2019 14:29.

Koalitionen der Differenzen



Ika Hügel / Chris Lange / May Ayim et. al. (Hg.)

Entfernte Verbindungen

Rassismus, Antisemitismus, Klassenunterdrückung

"Entfernte Verbindungen" gibt Einblicke in feministische Debatten zu Sexismus, Rassismus, Klassismus und Antisemitismus und fordert, Unterdrückungsverhältnisse zusammen zu denken.

Rezensiert von [Antke Engel](#)

[Bereits 1993 erschien diese Rezension erstmalig in der *Hamburger Frauenzeitung*, an Aktualität hat sie nicht eingebüßt.]

Rassismus, Antisemitismus und Klassenunterdrückung in der Frauenbewegung. „Entfernte Verbindungen“ heißt nicht zufällig „Entfernte Verbindungen“, denn viele Beiträge dieses neuen Orlanda-Bandes machen deutlich, dass sie der Leserin genau diese Ambivalenz nicht ersparen wollen: die Verlängerung der Enttäuschung vieler Migrantinnen, Afrodeutscher Frauen und Jüdinnen, dass nach zehn Jahren deutsch(sprachig)er Rassismusdebatte das Verhältnis zur weißen feministischen Bewegung noch immer ein entferntes ist, die Konfrontation mit der notwendigen Entfernung und mögliche Verbundenheit zwischen Frauen, die sich aus der Wahrnehmung ihrer Unterschiede ergibt, und demgegenüber oder dementsprechend die vehemente Forderung nach Koalitionen und Bündnissen.

Genug der Nabelschau

Gerade diese Forderung nach themenorientierten Koalitionen und einer tragfähigen „Bündnispolitik gegen nationalistische, rechtsradikale Tendenzen und destruktive gesellschaftliche Machtstrukturen“ (S. 13) dokumentiert eine Verschiebung in der feministischen Rassismusdebatte, die von weißen Mittelschichtsfeministinnen als Herausforderung betrachtet werden sollte, - denn sie stellt Angebote dar. Demgegenüber stehen die 80er Jahre, die als eine Phase zwar nicht überzeugender, aber überzeugter Trennung Schwarzer und weißer feministischer Politik angesehen werden können: Schwarze und jüdische Feministinnen hatten die Schnauze voll, immer wieder ignorante rassistische und antisemitische Diskriminierungen über sich ergehen zu lassen und anschließend auch noch einfülsam erklären zu sollen, was weiße Frau denn nun falsch gemacht habe. Während sie begannen, ihre eigenen Strukturen aufzubauen, sollten weiße deutsche Feministinnen sich gefälligst mit den rassistischen und antisemitischen Strukturen innerhalb ihrer Zusammenhänge auseinandersetzen und lernen, für ihre Privilegien Verantwortung zu übernehmen. Die Kritik, dass diese Auseinandersetzung, so sie geführt wurde, in eine Nabelschau weißer Feministinnen ausartete, die sich im Kreisen um „ihren eigenen Rassismus“ nur eine neue, aber nicht weniger ausschließende, (politische) Identität schufen, hat sicherlich ihre Berechtigung. Vielleicht erklärt sie auch, wieso so wenige weiße Feministinnen so wenig lautstark so wenig eigenständige Aktionen gegen den sich verschärfenden offenen Rassismus außerhalb der Frauenbewegung entwickelt haben.

Rassismus wird immer noch als ein „Thema“ neben (nicht inmitten!) vielen anderen wichtigen feministischen Themen, als eine Kann-Auseinandersetzung betrachtet. Aber angesichts der

Tatsache, dass rassistische Gewalt immer offener und immer brutaler zu einem kaum noch kaschierten gesellschaftsbestimmenden Phänomen wird, reiche es nicht mehr aus, dass Feministinnen sich mit dem Rassismus innerhalb ihrer eigenen Gruppen, Projekte und Strukturen auseinandersetzen. - Auch wenn diese eine unverzichtbare Voraussetzung sei für die notwendigen Bündnisse Schwarzer und weißer Frauen (und Männer) gegen Rassismus, - als staatspolitischer, wie er sich im AusländerInnen- und Asylrecht zeigt, - als ideologischer, wie er von Medien, Politik und Wissenschaft entwickelt und verbreitet wird, - als offene rassistische Gewalt verbaler oder physischer Art.

Historische Erbschaften und mehrheitsdeutsche Privilegien

Immer wieder wird in „Entfernte Verbindungen“ herausgestellt, dass weiße deutscher Frauen sich von ihrer Zugehörigkeit zur deutschen Gesellschaft nicht lossagen können, dass sie unweigerlich von ihr kulturell geprägt sind, am „kollektiven Gedächtnis“ teilhaben und von politischen und ökonomischen Privilegien profitieren. Das heißt nicht, dass sie schuldig sind, aber dass sie Verantwortung zu übernehmen haben, zum Beispiel auch für die rassistischen Kontinuitäten einer oft „vergessenen“ deutschen Kolonialgeschichte und der nationalsozialistischen Vergangenheit. Entsprechend ist auch die Frage nach der Bedeutung deutscher Staatsbürgerschaft und den daraus erwachsenden Bürgerrechten zu verorten, der im Vierten Teil des Buches unter der Überschrift „Zwischen Kontinenten: Staatsbürgerschaft als Mittel zur Ausgrenzung“ in vier Beiträgen nachgegangen wird.

„Entfernte Verbindungen“ stellt durchaus einen ganz besonderen Beitrag zur feministischen Rassismusdebatte dar. Bis auf den Teil „Daheim unterwegs: Kritik weißer Feministinnen an der Frauenbewegung“ sind die Aufsätze und Gedichte fast ausschließlich von Afrodeutschen Frauen, Migrantinnen und Jüdinnen geschrieben, richten sich aber mehr oder weniger explizit (auch) an die weiße Frauenbewegung, zielen auf Vermittlung und Kritik. Viele der Texte fußen auf einem persönlichen Erfahrungshintergrund, der deutlich die spezifischen Gegebenheiten deutscher gesellschaftlicher Wirklichkeiten sichtbar macht.

Vermittlung und Kritik aus situierten Perspektiven

Auch in den stärker abstrakten - theoretisch gehaltenen Aufsätzen findet sich dieser spezifisch deutsche Bezug, was insofern von besonderem Interesse ist, als dass sich die deutschsprachige Rassismusdebatte bisher hauptsächlich auf Texte aus den USA, Großbritannien und den Niederlanden bezogen hat. Dadurch konnten die besonderen Fragen, die sich zum Beispiel aus der deutschen Kolonialgeschichte oder aus der Tatsache, dass die meisten Migrantinnen in der Bundesrepublik aus den Mittelmeerländern kommen, leicht ausgeblendet werden. Solche Distanzierungsmanöver macht „Entfernte Verbindungen“ ihren Leserinnen sehr schwer. So setzt sich der dritte Teil des Buches „Verbundene Entfernungen: Das Vereinigte Deutschland“ damit auseinander, welche Bedeutung die Vereinigung von Ost- und Westdeutschland, inklusive der offiziell-politischen und feministisch-politischen Folgeerscheinungen, für Schwarze Frauen hat, wie sie (sich in diesem) dieses Geschehen erleben. Aber auch im ersten Teil „Schattenküsse auf dem Weg: Unterschiede zwischen Frauen“ ist der Bezug zur BRD, vor allem konkret der Frauen(projekte)szene, immer wieder offensichtlich.

Dem bewussten Umgang mit Unterschieden zwischen Frauen, auch jeweils innerhalb der „eigenen“, scheinbar homogenen Gruppen, wird von den Herausgeberinnen immense Bedeutung beigemessen. So geben sie sich nicht mit dem Standard-Trio „Rasse, Klasse und Geschlecht“ zufrieden, sondern lenken die Aufmerksamkeit auch auf Alter oder körperliche Fähigkeiten, auf den politischen und schichtspezifischen Hintergrund der Herkunftsfamilie oder auf die Art der Fluchtgründe oder die Frage nach Gewalt-, Sucht-, oder Psychiatrieerfahrungen von Frauen. Die Artikel im ersten Teil des Buches befassen sich mit den unterschiedlichen Erfahrung türkischer und / oder jüdischer Frauen in der BRD, mit den religiösen Alltäglichkeiten christlich säkularisierter

Deutscher und mit der Teile-und-Herrsche-Taktik gegenüber AfrikanerInnen und AsiatInnen. Außerdem finden sich zwei Beiträge, die sich - auf ganz unterschiedliche Art – mit der spannenden Frage auseinandersetzen, wie und wieso die Frauenbewegung als eine bürgerliche weiße Mittelschichtsbewegung ihre Ignoranz gegenüber der Bedeutung von Schichtunterschieden und ökonomischen Analysen (und deren praktischen Konsequenzen!) kultiviert.

Politisches Handeln inmitten der Machtunterschiede

Der differenzierte Blick auf die Vielfalt der Unterschiede, der es unmöglich macht, sich auf einfache Kategorien zurückzuziehen, schafft vielleicht, so hoffen die Herausgeberinnen, „Ansätze für eine politische Zusammenarbeit“ und damit die Voraussetzungen für politische Handlungsfähigkeit.

Hervorzuheben ist, dass es hierbei eben nicht wie in manchen postmodernen Multi-Kulti oder Differenz-Konzepten um die Unterschiede im Sinne einer vorgeblich natürlichen Verschiedenheit handelt, die es voller Toleranz zu akzeptieren gilt. Vielmehr benennen die Autorinnen sie explizit als „Machtunterschiede“. Es geht darum aufzuzeigen, wie Unterschiede politisch, ideologisch, ökonomisch und sozial entstehen und auch produziert werden, - und damit bewusst umzugehen, was auch heißen kann, politisch dafür zu kämpfen, sie abzubauen. Welche Lust und / oder den Anspruch hat, die „Konstruktionen weißer westlicher Weiblichkeit“ zu reflektieren und mit ihnen bewusst umzugehen, findet in „Entfernte Verbindungen“ mit Sicherheit einige Anregungen für ihr eigenes privates Hirn, für Gruppendiskussionen und politische Praxis.

**

Die Rezension erschien zuerst in der *Hamburger Frauenzeitung* Nr. 38, 09/1993 und wurde uns freundlicherweise von der Autorin zur Verfügung gestellt.

Ika Hügel / Chris Lange / May Ayim et. al. (Hg.) 1993:

Entfernte Verbindungen. Rassismus, Antisemitismus, Klassenunterdrückung.

Orlanda Frauenverlag, Berlin.

ISBN: 978-3922166917.

280 Seiten. 15,50 Euro.

Zitathinweis: Antke Engel: Koalitionen der Differenzen. Erschienen in: *Überschneidungen von Unterdrückungen*. 10/ 2011. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/939>. Abgerufen am: 03. 01. 2019 14:29.

Antiklassistische Perspektiven



Andreas Kemper / Heike Weinbach
Klassismus
Eine Einführung

Das Buch ermöglicht Zugänge zu Klassismus-Konzepten. Eine Re-Lektüre mit Vorschlägen für linken Antiklassismus.

Rezensiert von [Sebastian Friedrich](#)

Bereits vor zwei Jahren erschien der Einführungsband „Klassismus“ von Andreas Kemper und Heike Weinbach. Die Perspektiven des Konzepts brachten so manche Steine bei mir ins Rollen. Die neuerliche Lektüre soll dazu genutzt werden, um Ausgangspunkte für linke Klassismus-Analysen vorzuschlagen. Zunächst aber einführende Erläuterungen zu Buch und Begriff.

Klassismus

Der Begriff Klassismus ist im deutschsprachigen Raum kaum bekannt – ganz anders in den USA: Die Lesbengruppe „The Furies“ etwa verwendeten den Begriff erstmals in den 1970ern in ihren Texten, um als Arbeiter_innentöchter ihre soziale Herkunft zu thematisieren. Marxistische Ansätze, die den Klassenwiderspruch zum Hauptwiderspruch deklarierten und somit etwa Sexismus und Rassismus nur als Unterkategorien betrachteten, lieferten für die Aktivist_innen auf viele Fragen nur unbefriedigende Antworten. Die Schriftstellerin Rita Mae Brown wird bei Kemper/Weinbach dazu passend zitiert:

„Klasse bedeutet weit mehr als die marxistische Definition von Beziehungen im Spiegel der Produktionsverhältnisse. Klasse schließt dein Verhalten, und deine fundamentalen Überzeugungen mit ein; wie du gelernt hast, dich zu verhalten; was du von dir und anderen erwarten darfst; deine Idee von der Zukunft; wie du Probleme verstehst und löst; wie du denkst, fühlst, handelst.“ (Brown, zit.n. S. 36)

Das Klassismus-Konzept weist darauf hin, dass die Klassengesellschaft nicht nur über die kapitalistischen Produktions- und Eigentumsverhältnisse produziert wird. Es findet auch eine Reproduktion statt. Dennoch bleibt die Position einer sozialen Gruppe im Produktionsprozess der Ausgangspunkt für Klassismus, es wird diese Position aber nicht allein hinsichtlich der ökonomischen Stellung betrachtet, denn „Klasse“ wird auch über Ideologien, Vorstellungen und Handlungen vermittelt. Folglich begreifen Kemper/Weinbach mit Maurianne Adams, Lee Anne Bell und Pat Griffin Klassismus als das „institutionelle, kulturelle und individuelle Repertoire an Praxen und Vorstellungen, durch die Menschen aufgrund ihres unterschiedlichen ökonomischen Status ein unterschiedlicher Wert zugeschrieben wird; dies im Kontext eines ökonomischen Systems, durch das massive Ungleichheit bis hin zu Armut produziert wird“ (S. 15).

Ausführlich zitieren Kemper/Weinbach auch aus dem „Handbook of Nonviolent Action“, in dem es heißt, dass Klassismus „eine Art und Weise [ist], Menschen klein zu halten – damit ist gemeint, dass Menschen aus der höheren Klasse und reiche Menschen definieren, was ‚normal‘ oder ‚akzeptiert‘ ist“ (S. 16f). Diese Normen werden nicht nur „von oben“ auferlegt, sondern ständig diskursiv reproduziert. Es wird etwa unterstellt, Menschen mit niedrigem Bildungsabschluss, geringerer

Entlohnung, langen Lohnarbeitszeiten (oder gar Menschen ohne Zugang zu Lohnarbeit) hätten ihre Chancen nicht richtig genutzt da sie „zu faul“, „zu dumm“, „zu bequem“, „zu ungebildet“ bzw. „zu unqualifiziert“ seien. Diese auf Leistungsideologie fußenden Zuschreibungen sind notwendig, um die materielle Ungleichheit aufrecht zu erhalten. Oder wie Kemper/Weinbach auf den Punkt bringen: „Ohne Ideologien und Strukturen der Macht und Herrschaft keine ausbeuterische Verfügung über die Arbeitskraft von Menschen.“ (S. 19)

Ideologische Strukturen

Kemper und Weinbach machen fünf ideologische Strukturen aus, über die Klassismus Anwendung findet:

- Ähnlich wie bei anderen Unterdrückungsformen werde häufig *naturalisiert*. Thilo Sarrazin belegte das in seinem Buch „Deutschland schafft sich ab“ eindrucksvoll. Er behauptet etwa, dass „menschliche Intelligenz zu 50 bis 80 Prozent erblich ist“ (Sarrazin 2010, S. 93). Da Betroffene sozialer Ungleichheit weniger intelligent seien, jedoch mehr Kinder als Intelligente bekämen, werde Deutschland immer dümmere. In Deutschland bekommen also die „Falschen“ Kinder. Durch die Reduktion auf angebliche Naturgesetze werden soziale Probleme entpolitisiert und dadurch emanzipatorisches gesellschaftliches Handeln eingeschränkt.
- Denselben Zweck erfüllt die *Kulturalisierung*. Hier werden die sozialen Widersprüche jedoch nicht auf „Natur“ zurückgeführt, sondern auf „Kulturen“ bezogen (die jedoch häufig als unveränderlich angesehen werden). Kemper/Weinbach verweisen auf das Gerede der „Neuen Unterschicht“, der eine „ungesunde Kultur“ zugeschrieben wird, die sich am Maßstab einer „bürgerlichen Leitkultur“ orientieren sollte.
- Ein besonders effektives Werkzeug für (Re-)Produktion klassistischer Diskurse ist die *Sprache*. Umgangssprachlich gibt es zahlreiche abwertende Begriffe wie „Proll“, „Prolet“, „Sozialschmarotzer“ oder „White Trash“.
- Weitaus subtiler funktionieren konstruierte Hierarchien zwischen „oben“ und „unten“, die besonders bei den Begriffen „Oberschicht“ und „Unterschicht“ deutlich werden. Besonders einfallsreich erscheinen Neologismen wie „Unterschichtenfernsehen“ und „unterprivilegiert“.
- Eine beinahe klassisch klassistische ideologische Struktur ist die *institutionelle*. Laut Kemper/Weinbach gibt es keinen gesellschaftlichen Bereich, keine Institution, die nicht auch klassistisch geprägt ist. Allein die Organisation der Arbeit, in der die Akkumulation eines kapitalistischen Unternehmens vor allem durch die Arbeitskraft der Lohnarbeiter_innen erwirtschaftet wird, stellt an sich eine klassistische Institutionalisierung dar. Dieser Aspekt wird im vorliegenden Buch jedoch wenig beleuchtet, wohl auch, weil die Autor_innen in diesem Zusammenhang einwenden, dass „bislang die Klassenunterdrückung zu sehr auf den Aspekt der ökonomischen Klassenausbeutung reduziert [wurde]. Klassenausbeutung ist jedoch nur ein Aspekt des Klassismus“ (S. 30).

Kemper/Weinbach vernachlässigen in ihrer Darstellung der ideologischen Strukturen die Leistungsideologie, mittels der im Sinne von „Jeder ist seines Glückes Schmied“ Ungleichheit individualisiert wird.

Nach der scharf skizzierten Einführung folgen bei Kemper/Weinbach Kapitel über verschiedene US-amerikanische Theorien, historische Widerstandskulturen und Verbindungen zur Psychoanalyse. Sehr anschaulich ist die Betrachtung der Unterdrückungsform Klassismus im Lichte aktueller „umstrittener Felder“ im letzten und ausführlichsten Teil. Klassismus in öffentlichen Diskussionen werde demnach beispielsweise in den Themenfeldern Bildung, Arbeit und Zusammenleben sichtbar. Debatten über die „sexuelle Verwahrlosung der Unterschicht“ oder „arbeitsscheue“ Hartz IV-Empfänger_innen, die sich nur ein bequemes Leben machen wollten, belegen klassistische Diskurse. Besonders deutlich wird der hiesige Klassismus im Bildungsbereich. Nicht nur die Definitionsmacht über die Bildungskultur seitens der „bürgerlichen Mittelklasse“, sondern auch die Bildungsschwellen haben unterdrückende Wirkung. Bei den Fragen, ab wann ein Kind reif für die Einschulung ist, welche Schulformempfehlung es erhält, ob und wo es dann

eventuell einen Ausbildungsplatz bekommt oder studieren kann, überall warten „Gatekeeper“.

Hürden

Das Buch eignet sich nach wie vor hervorragend als Einführung in die Diskussionen um Klassismus. Insbesondere die Darstellung der US-amerikanischen Debatten und der „umstrittenen Felder“ dürfte für manche Leser_innen Denkräume eröffnen. Darum ist das Buch auch trotz einigen vernachlässigten Themen und Erläuterungen zu empfehlen.

Es ist den Autor_innen Andreas Kemper und Heike Weinbach für die kompakte und schlüssige Darstellung der Diskussionen zu danken. Ihre Einführung ist wichtig, denn noch immer scheint es in linken Zusammenhängen kaum Auseinandersetzungen um die Strukturkategorie Klasse zu geben. Während in antisexistischen und antirassistischen Auseinandersetzungen zurecht auf die Aufrechterhaltung von Herrschaftsstrukturen durch Diskurse, Handlungen und Institutionen hingewiesen wird, steht das in Bezug auf Klasse weitgehend noch aus. Das betrifft vor allem auch Auseinandersetzungen innerhalb linker Zusammenhänge, in denen sich häufig aus Mittelstandsperspektiven klassistischer Deutungen bedient wird. Ein Aspekt, der von hiesigen Aktivist_innen nur sehr selten aufgegriffen wird. (In Schweden wurde diese Thematik vor einigen Jahren diskutiert – Gabriel Kuhn (2009) machte mit einer empfehlenswerten Broschüre diese Debatte für ein deutschsprachiges Publikum zugänglich).

Ein Hindernis für eine Auseinandersetzung mit Klassismus besteht darin, dass diejenigen, die sich eher „traditionsmarxistischer“ Zugänge bedienen, Diskussionen um Reproduktionen fern von ökonomischen Begründungszusammenhängen eher abgeneigt sind. Gleichzeitig scheinen aber auch vor dem Hintergrund jahrzehntelanger (und immer noch andauernden) notwendiger Kämpfe gegen ökonomischen Reduktionismus („Hauptwiderspruchsthese“) zu wenig mit der Reproduktion von Klasse auseinanderzusetzen zu wollen. Lange Zeit musste dafür gekämpft werden, auch Rassismus und Sexismus auf die Agenda linker Politik zu setzen – vielleicht zu lange, um sich Klasse wieder vermehrt zuzuwenden, wenn auch aus einer anderen (antiklassistischen) Perspektive.

Es gibt jedoch auch Hindernisse für die Befassung mit Klassismus, die sich aus missverständlichen und problematischen Positionen in Klassismus-Konzepten ergeben. Es lohnt sich, diesen Aspekt genauer zu beleuchten. Dabei sollen aber nicht die Kritiken im Zentrum stehen, sondern – positiv gewendet – Ausgangspunkte für linke Klassismusanalysen vorgeschlagen werden: Einerseits sollten antiklassistische Perspektiven nicht bloße Anerkennungs- und Antidiskriminierungskämpfe schlagen, andererseits ist das Zusammendenken von anderen Unterdrückungsformen notwendig.

Antikapitalismus statt nur Lobbyarbeit

Der Perspektivenwechsel, der sich durch das Klassismus-Konzept ergibt, sollte nicht dazu führen, dass Klasse nur noch hinsichtlich der Reproduktion analysiert wird. Die Aufrechterhaltung von Klassenunterdrückung ist nicht von der Reproduktion durch Institutionen, Diskurse und Handlungen zu trennen, aber sie ist zugleich Grundlage des Kapitalismus. Ohne Antikapitalismus ist daher Antiklassismus nicht zu haben. Peter Nowak wies kürzlich in einer Rezension zum vorliegenden Buch auf die Gefahr hin, das Klassismus-Konzept lediglich als Kampf für Anerkennung zu verstehen. Er schrieb dazu:

„Wer unter Klassismus den Ausschluss von materiellen Ressourcen und Partizipation versteht, strebt, wie die Furies, eine Änderung dieser Verhältnisse an. Wer unter Klassismus hingegen die Verweigerung von Respekt und Anerkennung gegenüber Menschen mit ihren Rechten, Lebensweisen und Vorstellungen versteht, muss nichts dagegen haben, dass Menschen arm und beispielsweise gezwungen sind, Flaschen zu sammeln. Nur sollten das bitte auch alle respektieren. Aus einem Problem der ungleichen Verteilung von Ressourcen und Macht in einer Gesellschaft wird die Sorge, dass auch diejenigen, die wenig oder keine Ressourcen haben, respektiert werden sollen.“ (Nowak 2011)

Antiklassismus darf also nicht als bloße Lobbyarbeit verstanden werden, sondern muss auch das System in Frage stellen und bekämpfen, das Klassismus hervorbringt. Es geht ebenso wenig nur um Anerkennung, wie es nur um Diskriminierung geht.

Ein Beispiel zur Verdeutlichung: Es ist richtig darauf hinzuweisen, dass sich das Gerede um Leistungsgesellschaft als ein Phantasma darstellt. Michael Hartmann (2002) hat das in seiner Studie vom „Mythos der Leistungseliten“ hinreichend belegt. Wir leben nicht in einer „Leistungsgesellschaft“, es entscheidet nicht die „Leistung“, wer was *verdient*, sondern unter anderem die soziale Herkunft. Das muss kritisiert werden. Doch wie? Sollte eine „echte“ Leistungsgesellschaft gefordert werden, in der niemand mehr wegen der sozialen Herkunft diskriminiert wird? Bei dieser Forderung darf antiklassistische Politik nicht stehen bleiben, denn auch wenn wir „real“ in einer Leistungsgesellschaft leben würden, Gewinner und Verlierer würden weiterhin produziert werden – diejenigen, die im Sinne der Leistungsgesellschaft nicht genügend „leisten“. Wird also kapitalistische Logik nicht ebenso bekämpft, fällt antiklassistische Kritik in das wesentlich von sozialdemokratischer Seite geschaufelte Loch der Leistungsideologie.

Allein durch Lobby-Arbeit werden die Widersprüche zwischen Produktionsmittel-Inhaber_innen, Arbeitskräften und Angestellten sicher nicht aufgehoben werden. Einem kapitalistisch ausgerichteten Wirtschaftssystem ist die Herausbildung von ökonomischer Differenz verschiedener sozialer Gruppen inhärent. Um kein Missverständnis aufkommen zu lassen: Das heißt natürlich nicht, dass Kämpfe gegen Diskriminierung keine Berechtigung hätten, nur unverbunden mit grundlegender Kritik können sie letztlich kontraproduktiv wirken.

Reflexion verschiedener Unterdrückungsformen

Eine Auseinandersetzung mit Klassismus setzt ebenso wie die mit anderen Unterdrückungsstrukturen voraus, dass nicht im Sinne einer Diskriminierungshierarchie die eine Unterdrückungsform gegen die andere ausgespielt wird, sondern diese zusammengedacht werden: Klassismus, Rassismus, Sexismus und andere Unterdrückungsformen greifen ineinander, bedingen und stützen sich gegenseitig. Das bedarf jedoch einer Sensibilität für eigene Verstrickungen in Unterdrückungsstrukturen. Ich habe zwar als Arbeiterkind „aus dem Osten“ an süddeutschen Schulen auch gewisse Erfahrungen und Hintergründe mit Klassismus, darf aber nicht übersehen, dass ich als *weißer* Mann in rassistischen und sexistischen Strukturen verstrickt bin. Ich profitiere vom Patriarchat und von rassistischen Strukturen und halte sie somit auch aufrecht. Die privilegierten Positionen aufgrund patriarchaler und *weißer* Normen sind bei den Analysen und Handlungen unbedingt mit einzubeziehen. Hier kann viel von feministischen Debatten gelernt werden. Insbesondere die Auseinandersetzungen in den 1970er und 1980er Jahren um die Verstrickungen von *weißen* Frauen aus dem „Mittelstand“ eröffnen Perspektiven. Die Aktivistin und Literaturwissenschaftlerin bell hooks schrieb dazu bereits 1981:

"Der Prozess beginnt damit, dass wir Frauen als Individuen die rassistische, klassistische und sexistische Sozialisierung anerkennen, der alle amerikanischen Frauen ausgesetzt sind. Dies gilt ohne Ausnahme, wenn auch in unterschiedlich starker Ausprägung. Zudem müssen wir anerkennen, dass es nicht ausreicht, uns als 'Feministinnen' zu bezeichnen, sondern dass wir bewusst daran arbeiten müssen, uns von der Last negativer Sozialisierung zu befreien." (hooks 1981)

Andreas Kemper und Heike Weinbach liefern für die Auseinandersetzung um Klasse reichlich Anstöße. Mit dem Stein, der dadurch ins Rollen kommen könnte, sollte jedoch behutsam umgegangen werden – sonst verfehlt er das Ziel. Damit das nicht geschieht, sollte Antiklassismus nicht von Antikapitalismus gelöst werden und zugleich andere Unterdrückungsformen einbezogen werden.

Zusätzlich verwendete Literatur

Hartmann, Michael 2002: Der Mythos von den Leistungseliten. Spitzenkarrieren und soziale Herkunft in Wirtschaft, Politik, Justiz und Wissenschaft. Campus Verlag, Frankfurt a.M. / New York.

hooks, bell 1981: Ain't I a Woman. Black Women and Feminism. South End Press, New York. (Zitat übersetzt, kritisch-lesen.de)

Kuhn, Gabriel (Hg.) 2009: Mit geballter Faust in der Tasche. Klassenkonflikte in der Linken – Debatten aus Schweden. Syndikat-A, Moers.

Nowak, Peter 2011: Konzept zur Gesellschaftsveränderung oder zur Mittelstandsförderung? [Siehe hier](#)

Sarrazin, Thilo 2010: Deutschland schafft sich ab. Wie wir unser Land aufs Spiel setzen. DVA, München. ([Rezension bei kritisch-lesen.de](#))

Andreas Kemper / Heike Weinbach 2009:

Klassismus. Eine Einführung.

Unrast, Münster.

ISBN: 978-3-89771-467-0.

188 Seiten. 13,00 Euro.

Zitathinweis: Sebastian Friedrich: Antiklassistische Perspektiven. Erschienen in: Überschneidungen von Unterdrückungen. 10/ 2011. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/940>. Abgerufen am: 03. 01. 2019 14:29.

Wenn Medien ihre Macht missbrauchen



Rolf van Raden / Siegfried Jäger (Hg.)

Im Griff der Medien

Krisenproduktion und Subjektivierungseffekte

Von Berlusconi bis Afghanistan: Eine kritische Auseinandersetzung mit Medien in der Krise – das war der Ausgangspunkt des 23. Kolloquiums des Duisburger Instituts für Sprach- und Sozialforschung. Aus den Tagungsbeiträgen ist nun der Sammelband „Im Griff der Medien“ entstanden.

Rezensiert von [Chantal Stauder](#)

Auch Medien gestalten eine Wirklichkeit mit, in der bestimmte Formen von Wissen und Macht als anerkannt gelten und andere nicht. Wie das konkret aussieht und welche Folgen es letztlich für das gesellschaftliche Zusammenleben haben kann, versuchen einige AutorInnen des Duisburger Instituts für Sprach- und Sozialforschung mit ihrer aktuellen Publikation aufzuzeigen. Dabei nehmen sie Jugendzeitschriften ebenso unter die Lupe, wie Ratgeber-Literatur und Computerspiele, um jene Diskurse offenzulegen, die in Medienmilieus am Werke sind.

„Im Griff der Medien“ ist im Rahmen einer Tagung des Duisburger Instituts für Sprach- und Sozialforschung (DISS) entstanden. Anlass war das 23. DISS-Kolloquium, das im November 2010 in Würzburg stattgefunden hat. Der Band dokumentiert die Tagungsbeiträge und ergänzt diese um Stellungnahmen und Analysen von WissenschaftlerInnen und JournalistInnen. Im Vordergrund ihres Interesses steht hierbei in erster Linie, wie Medien mit Ausnahmezuständen umgehen.

Die TagungsteilnehmerInnen widmeten sich im weiteren Verlauf aber auch der Frage, inwiefern und wie genau die Medien diese Krisen (mit)produzieren und deuten, indem auch die Medien selbst in allen gesellschaftlichen Bereichen Tatsachen der Abweichung und der Norm schaffen. Dabei bedienen sich Medien oftmals diskursiver Ein- und Ausschlussmechanismen.

Herausgegeben wird der Band von dem Sozialwissenschaftler und Journalisten Rolf van Raden und dem Leiter des DISS Siegfried Jäger. Die Herausgeber verstehen das Buch als einen perspektivischen Querschnitt durch das weite Feld medialer, politischer und sozialer Konflikte. Anhand von Jugendzeitschriften, Ratgeber-Literatur, Youtube-Videos und Computerspielen analysieren die AutorInnen beispielhaft die Auswirkungen medialer Produkte auf herrschende Diskurse. Die Beiträge bedienen dabei ein breites Spektrum klassischer und neuerer Medien. So erklären Margarete und Siegfried Jäger anhand eines Vergleichs von Artikeln aus der *Süddeutschen Zeitung* und der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, wie es Medien gelingt, in der Bevölkerung Kriegsbereitschaft zu schaffen und zu stabilisieren. Jörg Senf widmet sich dagegen den Deutungskämpfen rund um das Phänomen „Berlusconi“ und dem Umgang mit ihm seitens italienischer Medien. Ihrem Material begegnen viele AutorInnen mit der Methode der Diskursanalyse, die auf Ansätze des französischen Psychologen und Philosophen Michel Foucault zurückgeht. Hierbei richten sie den Fokus auf Sagbarkeitsfelder, die sprachliche Rhetorik von Aussagen und die damit verknüpften Argumentationsstrategien.

Vor allem Michel Foucaults Konzept der Gouvernementalität erwies sich vielen AutorInnen bei ihrer Arbeit als ein besonders geeignetes Instrument. Dieses Konzept beschreibt „eine Regierungsform (...), in der nicht mehr souveräne Herrschaft oder disziplinäre Kontrolle die Hauptrolle spielen, sondern in der unter dem liberalen Paradigma der Selbstverantwortung die

Regierungstechniken in die Subjekte selbst verlagert worden sind“ (S. 6). Vor allem die Analyse „Im Beichtstuhl der Medien“ von Hannelore Bublitz fördert auf der Grundlage dieses Konzeptes beeindruckende Ergebnisse zutage. Dabei ergänzt sie das Foucaultsche Konzept um einen Ansatz von Judith Butler. Diese versteht die Beichte als erzwungene Praxis der normativen Selbstprüfung. Durch medial vermittelte Muster und staatliche Regulation würden Menschen dazu angeleitet, Selbsttechniken zu nutzen, um sich selbst in ursprünglich von außen vorgegebene Richtungen zu führen, schreibt Bublitz. Gekonnt lotet sie in ihrer Analyse das Spannungsfeld zwischen Wollen und Sollen aus, mit dem sich das Individuum konfrontiert sieht. Dabei demontiert und enttarnt sie in den Medien propagierte Heilsversprechen von absoluter Individualität und ökonomischem Erfolg. In ihrer Schlussbetrachtung warnt Bublitz daher davor, Selbstvermarktung als gesteigerte Form von Individualität misszuverstehen (S. 161). Sie zeigt auf, dass es stattdessen eines ausgeglichenen Verhältnisses von Selbst- und Fremdführung bedarf, wenn sich Menschen nicht zu widerstandslosen Wesen machen lassen möchten.

Zu den bemerkenswertesten Beiträgen gehören vor allem die Texte von Thomas Kunz und Niels Spilker. Die Autoren knüpfen ihre Analysen eng an die praktischen Dimensionen medial vermittelter Erlebniswelten. In seinem Beitrag „Und ewig droht der jugendliche Ausländer“ zeigt Kunz anhand einer Foto-Love-Story aus der Jugendzeitschrift *Yam!*, wie Fremdheits- und Feindbilder konstruiert und anschließend strategisch mit Integrations- und Sicherheitsdiskursen verschränkt werden. Spilker dagegen legt den Fokus vor allem auf subtil vermittelte Glaubenssätze. Mit „Übernehmen Sie selbst die Verantwortung, bleiben Sie am Ball!“ unterzieht er Ratgeber-Literatur und die hier beworbenen Selbstpraktiken einer genauen Prüfung. Noch stärker als schon Hannelore Bublitz stützt er sich dabei auf das Konzept der Gouvernamentalität von Foucault. Er kommt zu dem Ergebnis, dass Ratgeber-Literatur das zentrale Medium „einer neoliberalen Regierung der Arbeit“ sei (S. 165). Beide Autoren beschreiben hierbei sehr dicht und anschaulich, wie solche Diskurse Eingang in die Alltagswelt finden können. Mit ihren Ansätzen schärfen sie den kritischen Blick für vermeintliche Selbstverständlichkeiten und erinnern ihre LeserInnen daran, zu hinterfragen, wie sie gewohnt sind, die Phänomene der sie umgebenden Lebensrealität wahrzunehmen.

In einem weiteren Beitrag des Bandes setzt sich Jobst Paul mit den Codes und Ritualen von Gewaltdarstellungen auseinander. In seinem Text „Von Gladiatoren, Grenzschützern und Collateral Murder - zur psycho-sozialen Dynamik medialer Gewaltästhetik“ zeigt er anhand eines US-Militärvideos, das im Juli 2007 von der Whistleblower-Plattform Wikileaks veröffentlicht wurde, wie Gewaltästhetik zu einem Machtinstrument werden kann. Außerdem untersucht er die Funktion von Gewalt innerhalb der Berichterstattung zur Loveparade-Katastrophe 2010 in Duisburg und in TV-Casting-Shows. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, dass mediale Gewaltdarstellung keineswegs nur zur Information oder Unterhaltung diene, sondern stets auch als ein wirkungsvolles Instrument der Macht hinterfragt werden müsse.

In „Notstandsproduktionen. Eine Überblicksanalyse“ veranschaulicht Regina Wamper anhand von Berichten aus der *Bild-Zeitung*, des *Spiegel* und der *Berliner Tageszeitung*, wie in diesen Medien „linke Gewalt“ zu Akten „terroristischen Ausmaßes“ dramatisiert wird (S. 140ff). Dazu hat sich sie sowohl Berichte über die Demo am 1. Mai 2010 in Berlin angesehen, als auch einige Artikel über die Proteste gegen den Castor-Transport im November desselben Jahres. Dabei kommt sie zu dem Fazit, dass diese Zeitungs- und Onlinemedien Grundrechte nicht für alle DemonstrantInnen fordern, sondern nur für jene, die friedlich demonstrieren.

Mit der leidvollen Leitdebatte um Thilo Sarrazins Bestseller „Deutschland schafft sich ab“ beschäftigen sich Hannah Schultes und Sebastian Friedrich. Mithilfe einer kursorischen Diskursanalyse zeigen die beiden anhand von Zeitungsartikeln aus dem Jahr 2010, welche Diskurse innerhalb der medialen Berichterstattung zu diesem Thema miteinander verwoben werden. In „Alles nur Sarrazin? Ein Blick auf die LEID-Debatte“ kommen sie zu dem Ergebnis, dass es hierbei vor allem um vier zentrale Diskurse geht: Leistung, Einwanderung, Islam und

Demografie.

Im Rahmen eines anderen Beitrages erklärt Jürgen Link mithilfe seiner Normalismustheorie, wie es zu Verschränkungen von politischen Programmen und wirtschaftlichen sowie medialen Strategien kommen kann. Link zeigt in seiner Analyse „Zum Anteil des medienpolitischen Diskurses an der Normalisierung der Krise“ wie bei medialer Berichterstattung mithilfe von Ab- und Ausgrenzung geregelt wird, ob etwas als normal oder abnormal zu gelten hat und inwiefern Abweichung überhaupt zugelassen oder unterbunden wird. So lässt sich erklären, wie sich in einer Gesellschaft auch rassistische Diskurse durchsetzen können. Nämlich, indem in binär-reduktionistischen Kategorien gedacht und auf diese Weise über Ereignisse gesprochen wird. Dabei kann beispielsweise eine „klassisch biologisch-rassistische Mentalität“ in den Bereich der Normalität gerückt werden (S. 53).

In anderer Hinsicht bemerkenswert ist der programmatisch angelegte Beitrag von Gabriel Kuhn. Unter dem Titel „Overcoming Fear. Überlegungen zu Widerstandsformen und Alternativen im Medienbereich“ präsentiert sich der wohl irritierendste Text des Buches. „Angst“, so schreibt er, sei als „eine paranoid-reaktionäre Herrschaftskategorie“ vor allem seit den Anschlägen des 11. September“ zu einer zentralen Herrschaftskategorie geworden (S. 233). Das klingt eher wie ein Allgemeinplatz, denn wie eine überraschende Erkenntnis. Der Autor bedient sich zudem zweier Begrifflichkeiten aus dem „Anti-Ödipus“ (1972) von Gilles Deleuze und Félix Guattari. Diese setzt er jedoch zu wenig in Beziehung zu ihrem ursprünglichen Kontext. Das liegt jedoch in der extrem verkürzenden Darstellungsweise des Textes. Kuhn hätte die Gelegenheit nutzen sollen, um seinen Ansatz und die praktischen Konsequenzen etwas ausführlicher zu erläutern.

Die AutorInnen arbeiten sehr anschaulich und beantworten das Gros potentieller Unklarheiten und Fragen im Rahmen ihrer textlichen Möglichkeiten. Darüber hinaus bieten sie den LeserInnen nachvollziehbare Analysen, womit sie etwas Licht ins Dickicht der Mediendiskurse bringen. Schlüssige Argumentationen und eine ebenso strukturierte wie kohärente Darstellungsweise bildet hierbei das Fundament der Texte, so dass es den Herausgebern mit „Im Griff der Medien“ gelingt, einerseits einen guten thematischen Überblick zu bieten, während gleichzeitig informative Querverweise und weiterführende Ausblicke geliefert werden.

Rolf van Raden / Siegfried Jäger (Hg.) 2011:
Im Griff der Medien. Krisenproduktion und Subjektivierungseffekte.
Unrast Verlag, Münster.
ISBN: 978-3-89771-758-9.
290 Seiten. 24,00 Euro.

Zitathinweis: Chantal Stauder: Wenn Medien ihre Macht missbrauchen. Erschienen in:
Überschneidungen von Unterdrückungen. 10/ 2011, Medien und Gegenöffentlichkeit. 41/ 2016.
URL: <https://kritisch-lesen.de/c/945>. Abgerufen am: 03. 01. 2019 14:29.

Geschwindigkeit und Angst



Paul Virilio

Die Verwaltung der Angst

Ein Gespräch mit Bertrand Richard

In diesem 2010 geführten Gespräch mit Bertrand Richard gibt der Urbanist, Philosoph und Kritiker der neuen Technologien Paul Virilio einen tiefen Einblick in sein Denken, das gelegentlich auch zu falschen Interpretationen geführt hat.

Rezensiert von [Adi Quarti](#)

Fukushima taucht aufgrund des Zeitpunkts dieses Gesprächs noch nicht auf, auch wenn das Ereignis der Kernschmelze selbst ständig zwischen den Zeilen präsent scheint. Zunächst gibt Virilio, Hannah Arndt zitierend, einen Einblick in sein Verständnis des Bewegungsgesetzes, welches zusammen mit dem technischen Fortschritt das Phänomen einer Dromosphäre bildet. Dieses schneller, höher, weiter – eigentlich das Erkennungszeichen des zwanzigsten Jahrhunderts – wird heute von den Entwicklungen der Informations- und Datenverarbeitungstechnologien ständig und immer schneller vorangetrieben. Das Ergebnis seien übersteigerte Ängste - vor Pandemien, vor Börsenpanik, Essphobien, Klaustrophobie, usw. -, welche wiederum von den Regierungen orchestriert werden, um damit Politik zu machen. Hier kommt Bertrand Richard ziemlich unvermittelt auf Virilios verstorbenen Freund Jean Baudrillard und dessen Denken zum Simulacrum zu sprechen. Baudrillards modernes Simulacrum ist insbesondere eines der Simulation. Die Unterscheidung von Vorbild und Abbild, von Original und Kopie sei durch Massenmedien und einer Referenzlosigkeit von Zeichen und Bilder unmöglich geworden. Virilio gibt klar zu verstehen, dass er dessen Schlussfolgerungen nicht teilt, er jedoch weiterhin der Ansicht ist, dass der Bildschirm zu einer Form der Blindheit, ein televisuelles Glaukom (grüner Star) geworden ist. Bilder und Panik, Virilio, der Sohn eines italienischen Kommunisten und einer bretonischen Katholikin versucht dies mit dem Fernsehspiel „Bye Bye Belgium“ von 2006 zu erklären, das die Spaltung Belgiens verkündete, um Flamen und Wallonen gegeneinander aufzuwiegeln.

Sehr lobend äußert sich Virilio zu den Arbeiten der Soziologen Zygmunt Bauman und Loïc Wacquant, welche die Sicherheitsideologien aus unterschiedlichen Blickwinkeln analysieren. Nun kommt der Fragesteller direkt auf den sogenannten demografischen Faktor zu sprechen, jene malthusianischen Thesen der Überbevölkerung (Malthus war ein Mathematiker, der im 18. Jahrhundert nachzuweisen versuchte, dass die Menschheit nicht in der Lage sei die Lebensmittelproduktion an die Bevölkerungsentwicklung zu koppeln), was auch den späten Claude Lévi-Strauss beschäftigte. Tatsächlich schimmerten diese Vorstellungen auch gelegentlich in Virilios späten Arbeiten immer wieder durch, allerdings immer mit den notwendigen Vorbehalten. Hier argumentiert er mit der bisher unerfüllten Vision der Medizin, besser bestimmter Wissenschaftler, nach einer genetisch veränderten menschlichen Gattung. So ist es wohl kaum ein Zufall, dass der französische Nobelpreisträger und Arzt Alexis Carrel, der für seine Versuche zu künstlichem Wachstum von Gewebe bekannt wurde, sich schnell als Rassist und Eugeniker zu erkennen gab. Malthus wiederum stand für Virilio am Beginn des statistischen Denkens, er dagegen lasse sich nicht in eine Zahl, in den numerologischen Kult einschließen. Er sei keineswegs fortschrittsfeindlich, wie ihm gelegentlich unterstellt werde, nur können wir heute den Fortschritt

nicht mehr im wissenschaftlichen Experiment erproben, dies habe Oppenheimer gemeint, als er 1945 nach der Zündung der ersten Atombombe in New Mexico erklärte, man habe eine wissenschaftliche Sünde begangen. Skepsis sei also durchaus angebracht!

Bleibt im Zusammenhang mit dem Bankencrash die unvermeidliche Frage nach einer revolutionären Perspektive seiner Theorien. Er aber sei daran nicht interessiert, sondern an einer Enttarnung, wie er es nennt. Dass Banken nur verantwortungslos handeln können, wenn sie wissen, dass sie staatlich gedeckt würden, mache klar, dass es der Staat selbst ist, welcher dann eine Pleite riskiert, was an sich schon eine revolutionäre Perspektive eröffne. Bleibt dann nur die Frage, ob die Angst vor etwas neuem dann nicht doch überwiegt? Wie jene berühmte Bibliothek von Babel, die angeblich das gesamte verfügbare Wissen enthält, fügt der Autor der Philosophie die Naturwissenschaften und die neuen Technologien hinzu.

Das kleine Bändchen ist unbedingt zu empfehlen und bildet sowohl eine Einführung, als auch eine Präzisierung des Denkens von Paul Virilio.

Paul Virilio 2011:

Die Verwaltung der Angst. Ein Gespräch mit Bertrand Richard.

Passagen Verlag, Wien.

ISBN: 9783851659818.

96 Seiten. 12,90 Euro.

Zitathinweis: Adi Quarti: Geschwindigkeit und Angst. Erschienen in: Überschneidungen von Unterdrückungen. 10/ 2011. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/941>. Abgerufen am: 03. 01. 2019 14:29.

Im Zweifel für den Zweifel



Christiane Völling
Ich war Mann und Frau
Mein Leben als Intersexuelle

Die bewegende Biographie erzählt die Geschichte einer zwangskastrierten intersexuellen Person und klärt darüber hinaus über gesellschaftliche Schief lagen im Umgang mit intersexuellen Menschen auf.

Rezensiert von [Anja Gregor](#)

Christiane Völling ist die erste inter* (Schreibweise, die alle Selbstbezeichnungen berücksichtigen möchte) Person in Deutschland, die den Arzt, der ihr im Alter von 18 Jahren ohne Zustimmung ihre intakten inneren Geschlechtsorgane entfernt hatte, verklagt und den Prozess 2009 gewonnen hat. Sie legt nun ihre Biographie vor, in der sie (zusammen mit Britta Julia Dombrowe) ihre Geschichte erzählt. Völlings Geschichte steht stellvertretend für den Umgang mit inter* Menschen in Deutschland seit den 1950er Jahren. Sie wählt diesen Weg der Veröffentlichung, um eine breitere Öffentlichkeit über Inter* zu informieren und aufzuklären. Die Biographie ist damit auch ein politisch relevantes Werk im Sinne der Inter*-Bewegung.

Die Konstruktion von *Thomas*

Christiane Völling wird 1959 mit Genitalien geboren, die nicht ohne weiteres in eine der gültigen Kategorien männlich/weiblich eingeordnet werden können. Sie wird zum Jungen bestimmt und erhält den Namen Thomas. Dass sie unter dem *Adrenogenitalen Syndrom (AGS) mit Salzverlust* leidet, wird jedoch nicht erkannt: AGS ist eine Stoffwechselerkrankung, die in dieser schweren Form zum Tode führen kann, da der Körper schwerlich Salz im Körper halten kann. Völling beschreibt, dass sie als Kind „in regelrechten Anfällen händeweise Salz aß“ (S. 26) und vermutet, dass diese Anfälle ihr das Leben gerettet haben könnten. AGS führt zudem zu einer vermehrten Produktion von so genannten „männlichen Sexualhormonen“, den Androgenen. Bei Menschen mit XX-Chromosomensatz führt das zu einer Veränderung der Genitalien, die dann als „männliche“ oder „uneindeutig“ eingelesen werden können – wie es bei Christiane Völling nach der Geburt geschieht.

Nach der uneingewilligten Entfernung der intakten Eierstöcke und ihrer vollständig ausgebildeten Gebärmutter mit 18 Jahren wird Christiane Völling in der Folge mit hoch dosiertem Testosteron behandelt. Erst mit 46 Jahren erfährt sie durch Zufall, dass ihre reproduktionsfähigen inneren Geschlechtsorgane entfernt wurden. Bis dahin ist sie bereits als schwerbehindert eingestuft (aufgrund ihres lange unbehandelten AGS) und hat seit 1976 diverse Operationen im Genitalbereich zum Aufbau eines normgerechten Penis' mit künstlichen Hoden hinter sich, die bis heute fortgesetzt werden müssen, weil sie seither unter einer chronischen Harnwegsinfektion leidet.

Verstümmelung und Verachtung

Christianes Leben ist geprägt von Ereignissen, die ihr vermitteln, dass etwas anders ist als bei anderen. Als Kind ist sie bereits überzeugt davon, dass sie ein Mädchen ist, schon damals

entscheidet sie sich beim Spiel mit ihrer Schwester für ihren heutigen Namen. Sie leidet unter unerklärlichen Bauchschmerzen, bis es zu einer Blinddarm-Operation kommt. In deren Nachgang findet ein Schlüsselerlebnis statt, das sie auch an anderen Stellen (beispielsweise auf zwischen-geschlecht.info oder in der Dokumentation „Die Katze wäre eher ein Vogel“ (2007)) wiederholt benennt. Es ist ein Nachsorgetermin beim „Dorfarzt“ ihres Geburtsortes, nachdem ihr der Blinddarm entfernt werden musste und dabei Eierstöcke und Gebärmutter entdeckt wurden:

„Das was er dann sagte, sollte mein Leben für immer verändern: ‚Na gut. Du bist kein Mann‘, er machte eine Pause, ‚und du bist aber auch keine Frau ... Du bist ein Zwitter!‘ Er lachte erneut auf. ‚So was gibt’s eigentlich gar nicht. Höchstens bei einer zu einer Millionen Geburten. Unglaublich!‘ Er setzte sich auf die Kante seines Schreibtisches und grinste zu mir herab. ‚Da kann man nichts dran machen. Das ist halt so. Damit musst du leben.‘ Ich verstand nicht, was daran lustig war, aber er lachte wieder. [...] ‚Tja, Thomas, solche Menschen wie dich hat man früher auf dem Jahrmarkt ausgestellt und Geld damit verdient. Das kannst du ja auch mal ausprobieren, da bist du eine Sensation, eine Kuriosität!‘“ (S. 59)

Christiane Völling trägt von diesem Ereignis ein Trauma davon, von dem sie sich „nie wieder vollständig erholen“ (S. 60) wird. Sie beginnt, sich selbst als Monster zu sehen und zieht sich in die „selbst gewählte Isolation“ (S. 98) zurück. Medizinische „Untersuchungen“, bei denen sie sich immer wieder entkleiden muss, ihre Genitalien als Anschauungsmaterial für Medizinstudierende erhalten müssen und Nahaufnahmen von ihrem Intimbereich gemacht werden, dringen ungerechtfertigt in ihre Intimsphäre ein und vermitteln umso stärker das Gefühl, „nicht richtig“ zu sein. Das zurückgezogene Leben hält an, bis sie mit Hilfe des Internets auf weitere inter* Personen stößt: „Was haben die Leute bloß in der Zeit vor www. gemacht?“ (S. 125)

„Kontakt! Wir sind viele!“

Die Frage Völlings ist berechtigt: Das Internet war im Allgemeinen wie auch hier im Speziellen gleichsam ein Befreiungsschlag für inter* Menschen. Es gab jetzt ein Medium, über das Menschen, die bisher in der Annahme lebten, die einzigen zu sein, entdecken konnten, dass es mehr als nur sie selbst gibt. Seit den 1990er Jahren konnte sich in Deutschland ein Widerstand von inter* Menschen gegen die uneingewilligten medizinischen Übergriffe formieren. Vorreiter_innen waren die Personen, die 1996 die *Arbeitsgruppe gegen Gewalt in der Pädiatrie und Gynäkologie* (AGGPG) gründeten.

Und so stellt auch Christiane fest, dass die Behauptung, es gäbe Menschen „wie sie“ nur 1:1.000.000 mal, falsch war. Sie stößt auf die Selbsthilfegruppe der [XY-Frauen](#) und fährt bald darauf zu einem ersten Treffen. Sie beschreibt diesen Kontakt im Frühjahr 2006 als ihr „Entkommen aus dem inneren Kerker“ (S. 123). Sie lernt andere inter* Menschen kennen, Eltern von inter* Kindern, Menschen, die bereits Jahre davon wissen und solche, die wie sie zum ersten Mal bei einem Treffen sind. Nach der Kontaktaufnahme beginnt eine rasante Zeit: Christiane Völling, bestärkt durch den Zuspruch und das Gruppengefühl der XY-Frauen, stellt mit Hilfe der vorsitzenden Person der *Deutschen Gesellschaft für Transidentität und Intersexualität* (dgti) einen Antrag auf Änderung des Geschlechtseintrags nach dem Personenstandsgesetz (vgl. §27 PStG). Dieser Antrag bringt diverse Auseinandersetzungen in Gang: Ein endloser „Krieg aus Anträgen, Bescheinigungen, Nachweisen, Attesten, und psychologischen Gutachten“ (S. 129) beginnt. Im Zuge des Gutachtenverfahrens der Krankenkasse muss Völling Unterlagen aus ihrer Krankenakte besorgen – und stößt hier erstmals auf die Information, dass ihr Eierstöcke und Gebärmutter entfernt wurden. Und dass sie einen XX-Chromosomensatz hat. Die Erkenntnis, dass sie vor der Kastration „nicht ‚ein bisschen‘ Frau (...), sondern eine richtige Frau mit allem Drum und Dran: Scheide, Gebärmutter, Eierstöcken“ (S. 138) gewesen war, veranlasst sie zur Klage gegen den Arzt, der sie kastriert und ihre Gebärmutter entfernt hatte. Mit Hilfe des Anwalts Dr. Groth aus Düsseldorf gewinnt sie nach eineinhalb Jahren am 12. August 2009 als erste inter* Person einen solchen Prozess.

Fazit: Im Zweifel für den Zweifel

Völlings Buch ist eine bewegende Dokumentation des menschenunwürdigen Umgangs mit Personen, deren Geschlecht medizinisch-körperlich nicht ohne weiteres in eine der zwei gültigen Geschlechtskategorien geordnet werden kann. Die Erlebnisse, die sie schildert, zeigen Menschenrechtsverletzungen und gesetzeswidrige Handlungen im Namen einer Norm, die erst durch Menschenversuche an Inter* seit den 1950er Jahren durch John Money zu einem machtvollen Herrschaftsinstrument konstruiert wurde. Erst die Diagnose eines Körpers als ‚intersexuell‘ ermöglichte die Konstruktion „eindeutiger“ Körperkategorien männlich/weiblich und der daraus abgeleiteten Stereotype. (Für Interessierte empfiehlt sich zu diesem Themenkomplex die Lektüre von Klöppel 2010 und Eckert 2010.)

Medizinische Eingriffe in inter* Körper prägen den Lebensalltag massiv. Die Selbstmordrate unter inter* Menschen ist signifikant hoch. Die *Arbeitsgruppe gegen Gewalt in der Pädiatrie und Gynäkologie* schreibt in einem Flugblatt 1998: „Unseres Wissens zufolge unternehmen 80% der Intersexen Suizidversuche, hiervon 25% erfolgreich.“ (AGGPG 1998) Diejenigen, die überleben, sind oft stark traumatisiert und in ihrer Lebensführung eingeschränkt. So auch Christiane Völling:

„Eine neue Stadt, vielleicht eine kleine Eigentumswohnung von dem Geld [aus dem Schmerzensgeldprozess, Anm. ag] kaufen und eine neue Arbeitsstelle als Schwester Christiane antreten. Das wäre wunderbar. Ein Traum.

Und es würde ein Traum bleiben: 50 Jahre alt, Status: schwerbehindert, Christiane Völling mit Arbeitszeugnissen aus dreißig Jahren Berufsleben, allesamt auf den Namen Thomas Völling ausgestellt. Niemand würde mich einstellen. Für mich gab es kein Leben ohne Erklärungen, und für mich würde es auch keinen Neuanfang geben.“ (S. 227)

Völlings Geschichte ist kein schockierender Einzelfall, sondern die schockierende Normalität im Umgang mit Inter* – bis heute. Dass sich im medizinischen Diskurs trotz Dokumentationen, Zeitungsartikeln, Protesten oder wissenschaftlichen Veröffentlichungen weiterhin die Annahme hält, Inter* sei zu allererst eine Störung der Geschlechtsentwicklung, die behoben werden kann, lässt sich beispielsweise anhand einiger erschreckender Beiträge verschiedener Mediziner_innen im Rahmen des diesjährigen [Online-Diskurses des Deutschen Ethikrates](#) nachlesen:

Die verschiedenen Schätzungen zur Häufigkeit von Inter* variieren je nachdem, wer die Zahlen veröffentlicht und welcher Zweck damit verfolgt wird. Die Zahlen bewegen sich zwischen 0,02 und 4 Prozent der Gesamtbevölkerung. Jeden Tag wird ein Kind geboren, dessen Genitalien die Ärzte bei der Zuordnung zu einer gültigen Kategorie überfordern. Die erforderliche Provokation in Richtung Medizin ist die Frage: *Warum Zuordnen?*

„Jeder Mensch, der nicht intersexuell ist, kennt gewiss einen Intersexuellen – ohne es zu wissen.“ (S. 223) Dieses Wissen könnte, sollte, alle nicht-inter* Menschen verpflichten, gegen die Menschenrechtsverletzungen vorzugehen, die im Namen der Normierung von inter* Körpern und entgegen geltendem Recht geschehen. Indem solidarisch gehandelt, parteilich informiert und politisch gefordert wird: „Im Zweifel für den Zweifel.“ (Tocotronic 2010)

Zusätzlich verwendete Literatur

Eckert, Christina Annalena 2010: *Intervening in Intersexualisation: The Clinic and the Colony*. Proefschrift Universiteit Utrecht. [Siehe hier](#)

Klöppel, Ulrike 2010: *XXOXY Ungelöst. Hermaphroditismus, Sex und Gender in der deutschen Medizin. Eine historische Studie zur Intersexualität*. Bielefeld.

AGGPG 1998: Flugblatt. [Siehe hier](#)

Jilg, Melanie (2007): Die Katze wäre eher ein Vogel. Ein visuelles Hörstück. Staatliche Hochschule für Gestaltung Karlsruhe. [Siehe hier](#)

Christiane Völling 2010:

Ich war Mann und Frau. Mein Leben als Intersexuelle.

Fackelträger, Köln.

ISBN: 978-3-7716-4455-0.

255 Seiten. 4,99 Euro.

Zitathinweis: Anja Gregor: Im Zweifel für den Zweifel. Erschienen in: Überschneidungen von Unterdrückungen. 10/ 2011. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/942>. Abgerufen am: 03. 01. 2019 14:29.

Zwischen Kropotkin und Papst



Angelika Sirch

Der ganze Weg zum Himmel ist Himmel

Über Gotteserfahrung und Weltverantwortung bei Dorothy Day

Anarchismus und Christentum, geht das zusammen? Dorothy Day und das Catholic Worker Movement sind ein spannendes Feld, um dieser Frage nachzugehen.

Rezensiert von [Sebastian Kalicha](#)

Christlicher Anarchismus ist ein Phänomen an dem sich die Geister scheiden. Manche AnarchistInnen sehen sich einer ihrer fundamentalsten Anti-Haltungen beraubt, manche ChristInnen schütteln verwirrt den Kopf über dieses gottlose Phänomen „Anarchismus“. Dass derartige Reaktionen aber nicht per se angebracht sind, sollte spätestens seit Leo Tolstoi und seiner libertären Exegese biblischer Schriften klar sein. Eine Bewegung, die einen Schritt weiter geht und den Anarchismus nicht nur mit dem Christentum, sondern gar mit dem Katholizismus in Verbindung bringt, ist eine der prägendsten der christlich-anarchistischen Szene: das *Catholic Worker Movement* (CWM). Und Dorothy Day (1897–1980) ist die wohl bekannteste *Catholic Worker*, über die die Theologin Angelika Sirch ihre Dissertation verfasst hat. Sie hat den Anspruch, wie der Untertitel des Buches schon verrät, über „Gotteserfahrung und Weltverantwortung“ bei Day zu schreiben. Was sie damit meint? Eine Verbindung „von Religion und Politik, von Kontemplation und Aktion.“ (S. 5) Dass die Verbindung von Religion und Politik – auf die man heutzutage gerne etwas abwehrend reagiert – nicht unweigerlich in eine reaktionäre oder fundamentalistische Richtung gehen muss (Stichwort: „Tea-Party“), zeigen Beispiele wie die Befreiungstheologie, die BürgerInnenrechtsbewegung unter Martin Luther King oder eben Dorothy Day und die *Catholic Workers*, deutlich.

Das *Catholic Worker Movement*

Das CWM wurde von Dorothy Day und Peter Maurin 1933 in den Vereinigten Staaten gegründet. Die weit verbreitete Zeitschrift der Bewegung, in der so bekannte Persönlichkeiten wie Aldous Huxley, Martin Buber oder die Berrigan-Brüder publizierten, hieß *The Catholic Worker* und besteht, ebenso wie das CWM selbst, bis heute. Ein Hauptbereich, in dem das CWM tätig ist, sind die sogenannten *Houses of Hospitality*, die einerseits für CWM- und Bildungstätigkeiten benutzt werden, andererseits aber auch Hilfe (Schlafplätze, Ausspeisungen, etc.) für Bedürftige, Obdachlose und allen anderen Menschen, die Hilfe benötigten, bieten. Es entstanden auch CWM-Farmen, die die *Houses of Hospitality* mit selbst angebauten Lebensmitteln versorgten, womit diese mehr oder weniger autark waren. Ein paar solcher Farmen existieren auch heute noch. Das CWM war/ist politisch in vielerlei Hinsicht aktiv, ob bei der Unterstützung von Streikenden, in der BürgerInnenrechtsbewegung oder bei Demonstrationen und Aktionen gegen Krieg, Rassismus und Antisemitismus. Das alles war/ist natürlich stets mit einem religiös motivierten gewaltfreien Ethos verbunden. Angelika Sirch beschreibt vor allem im 3. Kapitel ihres Buches diese Bewegung und welche Stellung Day darin hatte. Diese Kapitel ist ein gelungenes Portrait des CWM, wie es in politischen und sozialen Belangen aktiv war und welche Einflüsse aus Christentum und Anarchismus es in sich vereinte.

Anarchismus als prägende Erfahrung

Gleich zu Beginn versucht die Autorin die Frage zu klären, ob Dorothy Day als eine christliche *Anarchistin* bezeichnet werden kann und beantwortet dies mit einem klaren Ja. Nachdem sie als Kind religiös aufwuchs, wandte sie sich als junge Erwachsene zunehmend der anarchistischen Bewegung zu, las anarchistische Klassiker (vor allem Kropotkin beeinflusste sie stark), engagierte sich in der Kampagne zur Freilassung von Sacco und Vanzetti und war aktives Mitglied der (anarcho)syndikalistischen Gewerkschaft *Industrial Workers of the World* (IWW).

Der Versuch von Sirch, einen Überblick über Day und ihre Verbindungen zum Anarchismus zu erörtern, ist sehr informativ, auch, wenn einige Teile zu kurz und unvollständig sind. So wird versucht dem Thema „Anarchismus in den USA“ auf nicht einmal einer Seite gerecht zu werden, weshalb nur Johann Most und seine gewalttätigen Propaganda-der-Tat-AnhängerInnen und der Haymarketaufstand Platz finden, was schlichtweg unzureichend ist. Auch der Teil „Anarchismus und Christentum“ weist Lücken auf und kommt völlig ohne essentielle Werke libertärer Exegese wie die von Jacques Ellul (*Anarchie et Christianisme*), Vernard Eller (*Christian Anarchy*) und mit nur erstaunlich wenig Tolstoi aus. Diese Leute sind zwar nicht alle katholisch oder CWM-nahe, spielen aber zweifelsohne eine bedeutende Rolle was christlichen Anarchismus allgemein anlangt.

Lobend erwähnt werden müssen hingegen die Kurzportraits von Proudhon, Bakunin, Kropotkin und Tolstoi und welchen Einfluss sie auf Days Denken hatten. Da das Buch wohl eher für ein theologisches Publikum verfasst wurde, ist die faire und umsichtige Darstellung dieser anarchistischen Denker besonders zu begrüßen. Es sind auch diese „Klassiker“ des 19. Jahrhunderts und die Bewegung die sich daraus entwickelte, die die Autorin dazu veranlassen, Day als Anarchistin zu bezeichnen: „Legt man die Definition von Proudhon zu Grunde, dann kann man durchaus zustimmen, dass Dorothy Day eine Anarchistin war.“ (S. 80)

Der große Elefant im Raum

Als Day sich wieder dem Glauben und (vor allem durch persönliche Kontakte) der katholischen Kirche zuwandte, war ihr soziales Umfeld zunächst verwirrt. Auch ihre Beziehung zu dem Anarchisten Forster Batterham, mit dem sie eine Tochter hatte, ging deshalb in die Brüche. Sie entledigte sich aber – und das ist der springende Punkt für alles was kommt – nicht all ihrer anarchistischen Ideale sondern versuchte diese mit ihrem neu oder wieder gefundenen Glauben (und nur um das klar zu machen: sie wurde zu einer tief gläubigen Frau!) in Einklang zu bringen. Das Resultat war das CWM.

Der große Elefant im Raum bleibt aber: wie konnte eine Frau, die sich als Anarchistin verstand, die katholische Kirche mit all ihren Institutionen, Hierarchien, Dogmen und Päpsten akzeptieren? Hier tut sich nämlich auch ein entscheidender Unterschied zu anderen christlichen AnarchistInnen wie Leo Tolstoi oder Ammon Hennacy (später ebenfalls beim CWM) auf, die zwar an Gott glaubten und von Jesus und der Bibel inspiriert waren, sich aber strikt gegen die Institutionalisierung von Religion – also gegen die Kirche – wandten und dies als wichtigen Teil ihres christlich-anarchistischen Selbstverständnisses sahen. Diese Frage wird im Buch zwar immer wieder behandelt, es bleiben aber viele Fragezeichen zurück. So schreibt Sirch: „Obwohl Dorothy Day die anarchistische Abwehr gegen die Kirche kannte und ihr stellenweise zu stimmte, entschied sie sich doch ausdrücklich für diese Gemeinschaft.“ (S. 54) Day meinte hierzu, dass sie sich durchaus dessen bewusst sei, dass die katholische Kirche autoritär sei,

„[d]och hat die Kirche ihrer Herde niemals gesagt, sie habe keine eigenen Rechte, sie besitze keine anderen Überzeugungen oder Loyalitäten als die des Papstes oder seiner Kardinäle. Niemand in der Kirche kann mir erzählen, was ich über soziale, ökonomische und politische Dinge zu denke habe, ohne eine klare Antwort zu erhalten: bitte lass mich in Ruhe und bestelle deinen eigenen Acker; ich kümmere mich um meinen.“ (S. 55)

Das Bild, das gezeichnet wird, ist teilweise widersprüchlich: einerseits die christliche Anarchistin, die sich für diese Institution entscheidet (und sich ihre Freiheiten erkämpft), andererseits diese aber bewusst akzeptiert und achtet. Dieser Widerspruch ist aber kein Defizit des Buches, sondern wohl unvermeidlich wenn man Days Leben porträtiert.

Im Buch werden die anarchistische und katholische Seite Days (wenn man diese Unterteilung so überhaupt vornehmen kann) mehr oder weniger getrennt voneinander behandelt. Wissend, dass sie ihre anarchistischen Überzeugungen nie abgelegt hat, stellt man sich dadurch aber vermehrt die Frage, in wie weit oder wie intensiv diese Überzeugungen interagierten, vor allem, als Day älter wurde. Das Buch vermittelt den Eindruck, als ob sich im Alter Days Fokus zunehmend auf religiöse Fragen verlagerte. Welche Rolle dabei ihre anarchistischen Überzeugungen spielten – ob diese schwächer wurden, sich änderten oder nicht – bleibt unbehandelt.

Wie sehr sie gewissermaßen zwischen den Stühlen stand lässt sich auch daran erkennen, wie sie sich zum Spanischen Bürgerkrieg verhielt. Als überzeugte Pazifistin blieb sie hier neutral, was ihr vor allem Kritik von katholischer Seite einbrachte. Wenn man bedenkt, wie sehr sie sich mit der katholischen Kirche aber auch mit dem Anarchismus identifizierte, erklärt sich ihre neutrale Haltung vermutlich aber nicht nur durch ihren Pazifismus. Leider wird dieses Thema aber im Buch kaum behandelt (man findet nur ein Zitat Days über den Spanischen Bürgerkrieg), obwohl es so viel über ihre politischen Ansichten aussagen würde.

Ein anarchistisches Leben

Der Punkt, der trotz all dieser Fragen und scheinbaren Widersprüche letztendlich ausschlaggebend ist, ist wie Dorothy Day wirkte, wie sie lebte und welche Handlungen aus ihrer Überzeugung resultierten. Hier wird klar – und sie war ja nicht die Erste und nicht die Letzte die das tat –, dass es alles andere als abwegig ist aus der Bibel eine Art Anarchismus herzuleiten und, nach diesen Grundsätzen gelebt, ein genuin anarchistischer Lebensstil hervorgehen kann. Diesen anarchistischen Lebensstil zumindest kann Dorothy Day niemand absprechen – Religionskritik hin oder her. Und wie wir bereits gesehen haben, waren für Day nicht nur biblische Schriften, sondern auch ihr Wissen über anarchistische und sozialistische Werke und ihre Zeit in der IWW auch dann noch prägend, als sie schon längst Katholikin geworden war. Sie konnte nicht nur auf einer theoretischen, sondern vielmehr auf einer praktischen Ebene diese scheinbaren Widersprüche für sich in Einklang bringen. Das ist auch an der Terminologie und was sie daraus herleitete erkennbar. Wenn Day von „Barmherzigkeit“ spricht, so ist das inhaltlich identisch mit der „Solidarität“ von der sie als *Wobbler* (Bezeichnung für ein Mitglied der IWW) sprach. Wenn sie von „freiwilliger Armut“ spricht, die als bewusstes Statement gegen die kapitalistischen Verhältnisse und als Solidarisierung mit den Armen und Marginalisierten zu verstehen ist, so erinnert das stark an Paul Goodmans Idee einer „würdevollen Armut“. Auch die CWM-Losung von einer „Revolution of the Heart“ klingt stark nach William Godwin oder Kropotkins „Reform des Bewusstseins“. Man sieht also, die Terminologie, der sich Day bediente, hat sich möglicherweise nach ihrer Konversion zum Katholizismus geändert, ihre Motivation und ihr Denken dahinter sowie ihr konkretes Handeln aber wohl kaum.

Es bleiben aber Widersprüche, Ungereimtheiten und Fragen übrig, ob aus anarchistischer oder christlicher Sicht. Wenn es aber selbst die katholische Kirche größtenteils aushält, mit diesem Spagat von Religion und Anarchismus umzugehen, sollte es die anarchistische Bewegung erst recht schaffen, sich davor hüten, sich dogmatischer als die so angefeindete Kirche zu gebärden und es schlicht akzeptieren, dass Menschen sich sowohl von anarchistischen Werken als auch von der Heiligen Schrift inspiriert fühlen können – ohne, dass man sie postwendend aus der Bewegung *exkommuniziert*.

Angelika Sirch hat eine interessante Einführung in Leben und Werk von Dorothy Day verfasst. Da sie selbst Theologin ist und das Ganze daher eher aus einer theologischen Warte aus geschrieben

hat (auch, wenn der Anarchismus wie erwähnt korrekt behandelt und ihm ausreichend Platz eingeräumt wird), müssen sich nicht-religiöse LeserInnen doch auf einiges an Theologie gefasst machen, was aber durchaus legitim und wichtig ist, wenn man bedenkt welche große Rolle Religion für Day spielte.

Ein letzter Gedanke

Nach der Lektüre schien mir, als ob Gustav Landauer den Ethos von Dorothy Day und des CWM wohl am besten beschrieb, als er – lange bevor diese Gruppe gebildet wurde – sagte, dass der Staat „ein Verhältnis“ eine „Beziehung zwischen den Menschen“ sei, „eine Art, wie die Menschen sich zueinander verhalten“, und man ihn zerstören könne „indem man andere Beziehungen eingeht, indem man sich anders zueinander verhält.“ Eine treffendere Beschreibung von Dorothy Days Leben und Wirken kann wohl kaum formuliert werden, denn genau das war es, was sie ihr ganzes Leben lang verfolgte. Es war genau jener Hebel der Solidarität und gegenseitigen Hilfe (Kropotkin) in zwischenmenschlichen Beziehungen, an dem sie ansetzte – nur: sie nannte es zumeist „Nächstenliebe“ und „Barmherzigkeit“.

Angelika Sirch 2010:

Der ganze Weg zum Himmel ist Himmel. Über Gotteserfahrung und Weltverantwortung bei Dorothy Day.

Peter Lang Verlag, Frankfurt a.M.

ISBN: 978-3-631-59439-1.

296 Seiten. 44,00 Euro.

Zitathinweis: Sebastian Kalicha: Zwischen Kropotkin und Papst. Erschienen in: Überschneidungen von Unterdrückungen. 10/ 2011. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/943>. Abgerufen am: 03. 01. 2019 14:29.

Es sieht düster aus



Alex Gruber / Philipp Lenhard (Hg.)

Gegenaufklärung

Der postmoderne Beitrag zur Barbarisierung der Gesellschaft

Rechte, Linke, Islamisten – der Zivilisation kann sich heute niemand mehr sicher sein. Da stimmt es wenig hoffnungsvoll, dass auch die Postmoderne kaum anderes tut, als die Barbarei voranzutreiben. Kritische Geister klären über das hereinbrechende Unheil auf.

Rezensiert von [Gabriel Kuhn](#)

Kritik an der Postmoderne ist nichts Neues. Erfrischend daher, wenn eine Publikation nicht nur die alter Leier von Zynismus, Beliebigkeit und Lethargie wiederholt, sondern noch eins drauflegt. Nichts anderes als „das Nachleben des Nationalsozialismus in der Demokratie“ sei die Postmoderne, wie der Klappentext von "Gegenaufklärung. Der postmoderne Beitrag zur Barbarisierung der Gesellschaft" feststellt, und zwar – wer hätte es gedacht? – unter Zuhilfenahme eines Adorno-Zitats. Im Inneren werden in elf, zum Teil umfangreichen Beiträgen die verheerenden Umtriebe der Postmoderne dargelegt.

Postmoderne und deutsche Ideologie

Dabei lernen wir zunächst, was zu einem weiteren Spannungsmoment beiträgt: Die postmoderne „Gegenaufklärung“ sei eine aktuelle Form der „deutschen Ideologie“, welche, im Sinne „sogenannter antideutscher Autoren“, „nicht mehr notwendig die Theorien von Denkern, die in Deutschland leben und wirken“ bezeichnet,

„sondern einen bestimmten Ideologietypus, dessen Herkunft zwar in der deutschen Philosophie- und Geistesgeschichte zu verorten ist, der aber als gleichermaßen fetischistisch wie selbstbewußt vollzogene Reproduktion der globalen Selbstverwertung des Werts, die mit permanenter Verelendung, Zerstörung und Vernichtung in eins fällt, gleichwohl verallgemeinerbar ist.“ (S. 7)

Es stimmt zuversichtlich zu wissen, dass „antideutsch“ demnach als universal-ideologiekritische Kategorie anwendbar ist und sich kein Barbar mehr sicher fühlen kann, ob in Freiburg, Wien oder Papeete – wobei Paris, Beirut und Jakarta vielleicht relevanter sind, denn schließlich findet die deutsche Ideologie „ihren zeitgemäßen Ausdruck (...) in Form des radikalen Islam und seiner postmodernen und poststrukturalistischen Apologeten im Westen“. (ebd.)

Dass in dem vorliegenden Band zum Zwecke der Demonstration postmoderndeutscheideologischer Abscheulichkeiten die geistige Elite antideutscher Deutschsprachigkeit versammelt ist, daran lassen zumindest manche der Beiträge keinen Zweifel. So macht Tjark Kunstreich zu Beginn seines Aufsatzes zu Lacan unmissverständlich klar:

„Einer Kritik, die sich an dem stört, was sie für unleserlich und eitel hält, ist nicht nur zutiefst zu mißtrauen, weil sie die Tatsache, daß die Wahrheit einem nicht zufliegt, sondern kritisch begriffen sein will, im Kokettieren mit der Dummheit leugnet und weil aus dem Affekt gegen die Eitelkeit das Wissen über die Häßlichkeit der eigenen Gedanken spricht.“ (S. 29)

Elf unleserliche Seiten später sind wir der Wahrheit zwar keinen Deut nähergekommen, aber die

Geste imponiert trotzdem.

Poststrukturalismus und Kulturrelativismus

Was der kritischen Leidenschaft des Buches eventuell gut getan hätte, wäre wenigstens der Versuch einer Bestimmung dessen gewesen, was hier als „Postmoderne“ des nationalsozialistischen Ideologiegehalts überführt werden soll. Mit den Begriffen „Strukturalismus“, „Poststrukturalismus“ und „Postmoderne“ wird nämlich eher willkürlich umgegangen und sie scheinen im Großen und Ganzen als diffuse Synonyme zu fungieren – allerdings mögen im Kontext der Kritik deutscher Ideologie begriffliche Differenzierungen unnötige Zeitverschwendung sein: Falsch ist falsch und falscher wird's nicht.

Einer Bestimmung zumindest des „Poststrukturalismus“ am nächsten kommt Gerhard Scheit, in dem er ihn – Welch ein Zufall – unter Zuhilfenahme eines Adorno-Zitats als Namen für ein „Nichts“ bezeichnet. (S. 42) Dass Scheit sich im Rest seines Beitrags beinahe ausschließlich dem „Strukturalismus“ widmet, ist womöglich eine besonders innovative Applikation der in Österreich gerne bemühten Weisheit „Von Nichts kommt Nichts“.

Es mit den Begrifflichkeiten nicht so genau zu nehmen, ist wohl auch der Grund, warum letztlich keinen der im Allgemeinen als „postmodern“ betrachteten Denker und Denkerinnen in *Gegenaufklärung* so viel Aufmerksamkeit zukommt wie etwa Carl Schmitt oder Martin Heidegger; was jedoch insofern konsequent ist, als dass diese der Geistesverwandtschaft mit der Postmoderne überführten Herren mit tatsächlichen Postmodernen in der Metakategorie „deutsche Ideologie“ zusammenfallen, um die es letztlich geht.

Offen gestanden trägt das Buch manche Züge, die dem intellektuellen Pomp nicht ganz gerecht werden. So stoßen wir nicht nur auf die platteste aller möglichen Foucault-Kritiken („wenn Macht überall ist, und das Individuum nur ein Produkt der Macht, dann gibt es keine Möglichkeit des Widerstandes“, S. 103), sondern auch auf wiederholte Karikierungen postmodernen Denkens, besonders in der Form eines kruden Kulturrelativismus. Es steht außer Zweifel, dass heute im Namen der Postmoderne und des Poststrukturalismus viel Schwachsinn verbreitet wird, aber wer so tut, als wäre die Ersetzung des Begriffs *female genitale mutilation* durch den Begriff *female genitale cutting* die Quintessenz postmoderner/poststrukturalistischer Theorienbildung, macht es sich dann doch etwas einfach. (S. 81)

Hinzugefügt werden sollte an dieser Stelle, dass das eben erwähnte Beispiel dem mit Abstand lesenswertesten Text des Bandes entstammt, einer spannenden Auseinandersetzung mit Jean Améry und seinem Verhältnis zur französischen Philosophie. Birte Heweras Aufsatz hebt sich wohlthuend von den meisten anderen Beiträgen ab, die einander primär in Polemik, Großmüligkeit und Kritische-Theorie-Referenzen zu überbieten versuchen – wobei angesichts der Stilmormen der sogenannten Antideutschen nicht sicher ist, ob die Autorin dies als Kompliment auffassen wird.

Hewera verweist im Übrigen auch auf etwas, das den hier versammelten Autoren plus Autorin erwartungsgemäß als gefundenes Fressen dient: Foucaults verquere Einschätzungen der iranischen Revolution. Florian Ruttner wendet tatsächlich vierzehn Seiten dafür auf, in allen Details das breitzutreten, was alle wissen: Foucault hatte unrecht. Die Behauptung, dass Foucault „für die Archaisierung der Gesellschaft (...) agitierte“, wird dadurch trotzdem nicht richtiger. (S. 118)

Aufklärung und Gegenaufklärung

Es ist in diesem Zusammenhang bemerkenswert, dass Foucaults wahrscheinlich wichtigster Text zur Aufklärung in 300 Seiten *Gegenaufklärung* noch nicht einmal einer Erwähnung wert ist. In „Was ist Aufklärung?“ – einem Text, der auch in deutscher Übersetzung zugänglich ist (Kurzfassung

Foucault 1984; Langfassung Foucault 1990) – setzt sich Foucault mit Kants gleichnamigem Artikel aus der Berlinischen Monatsschrift vom Dezember 1784 auseinander. Foucaults Schlusswort (hier aus der mir vorliegenden französischen Fassung übersetzt) lautet wie folgt:

„Ich weiß nicht, ob heute betont werden muss, dass die kritische Intervention immer noch den Glauben an die Aufklärung impliziert; ich denke, dass dies eine ständige Auseinandersetzung mit unseren Grenzen notwendig macht, das heißt, ein geduldiges Bemühen, in dem die Ungeduld der Freiheit Gestalt annehmen kann.“ (Foucault 1993, S. 578)

Mit anderen Worten: Die Versprechen der Aufklärung sind noch nicht eingelöst und es bedarf kritischer Arbeit, um dies nachzuholen. Liegt das nicht erstaunlich nahe an Thesen, die auch in *Gegenaufklärung* vertreten werden? Na ja, wahrscheinlich nicht. Aber es wäre schön gewesen, hätte sich jemand inmitten all der rhetorischen Gipfelstürmerei dazu aufrufen können, uns zu erklären warum.

Wobei: Es ist natürlich verständlich, wenn sich die *Gegenaufklärung*-Autoren lieber auf leichte Textbeute stürzen. Zu dumm, dass ihnen dabei ein paar besondere Happen entgangen sind. So sprach Félix Guattari in „Wunsch und Revolution“ (deutsche Ausgabe 1978) davon, dass „die Palästinenser, die zusammen mit deutschen und japanischen Genossen Flugzeuge entführen“ sich auf „die Suche nach der Konstruktion einer internationalen Kriegsmaschine machen“ (Guattari 1978: S. 130). Besser ließen sich für Gruber und Co. die uns drohenden Gefahren kaum illustrieren. Doch ist davon auszugehen, dass Deleuze und Guattari nicht zu ihrer Literaturliste zählen – mangelnde Ehre, aber gleichzeitig Schwein gehabt.

Um nicht falsch verstanden zu werden: Ein Studium von *Gegenaufklärung* ist allen wärmstens zu empfehlen, besonders jenen, die biederer wissenschaftlicher Lektüre müde sind. Es hat immer etwas Faszinierendes, wenn Menschen ungeniert und im Brustton der Überzeugung Thesen zum Besten geben, die im Allgemeinen als abstrus gelten – ob es sich nun um die Zeugen Jehovas, das 9/11 Truth Movement oder die crème de la crème deutschsprachiger Kritikfähigkeit handelt.

Zu den besonderen Leckerbissen des vorliegenden Bandes zählen:

- der Verweis auf den „Antisemitismus“ von Judith Butler, der noch einmal resolut unterstreicht, dass Juden und Jüdinnen genauso antisemitisch sein können wie Deutsche antideutsch (S. 190);

- die Betonung der „nazistischen Neigungen“ Alain Badiou, die eine ganz neue Qualität der Maoismuskritik andeutet (S. 220);

- die Präsentation der „Sekte“ des „postmodernen Antirassismus“, der alleine aufgrund des ihr unbestreitbar zugrundeliegenden Insiderwissens Beachtung geschenkt werden muss (S. 196);

- die Demaskierung der „todesehnsüchtigen“ Ankläger des „Konsumterrors“, die das wahre Gesicht asketischer Allüren offenbart (S. 124);

- die Feststellung, dass Foucault „Kritik (...) Inquisition“ ist, was uns an das Glück erinnert, dass sogenannte Antideutsche nie die beleidigte Leberwurst spielen (S. 113);

- und schließlich die messerscharfe Observation, dass Michel Foucault unter den Feinden Elfriede Jelineks, wenn sie ihn nur lesen würden und verstehen könnten, „so beliebt wie Jörg Haider wäre“ – was zwar einerseits verwirrend ist, da ich Jelinek mag, Foucault gelesen habe, auch ihn mag, Haider aber immer scheiße fand, andererseits jedoch die durchaus plausible Möglichkeit eines fundamentalen Nicht-Verstehens von Foucault nahelegt (S. 58).

Antirassismus und Islam

Schluss mit lustig ist allerdings in Beiträgen wie Philipp Lenhards „Negativer Universalismus“. Wo man sich über Hannah Arendts Befürwortung des „Buhlers“ um „Frieden mit den Arabern“ mokiert (S. 204), Sans-Papiers galant zugesteht, „zweifellos oft genug in einer scheußlichen Lage“ zu sein (S. 206, Hervorhebung von mir) und „Antirassismus“ mit „Antizionismus“ nonchalant auf eine Stufe stellt (S. 210), wird Dreistigkeit zu schlichter Frechheit.

Was den „Antirassismus“ betrifft, so erklärt Lenhard seine Anwendung des Begriffs in einer Fußnote:

„Wenn im folgenden schlicht von ‚Antirassismus‘ die Rede ist, so ist damit die derzeit hegemoniale Variante des Antirassismus gemeint, nicht der Kampf gegen reale rassistische Unterdrückung, wie er beispielsweise von der US-Bürgerrechtsbewegung vor dem Entstehen einer afroamerikanisch-islamischen Bewegung mit stark antisemitischen und rassistischen Tendenzen geführt wurde.“ (S. 217)

Dies als Erklärung von jemandem, der seine Leser und Leserinnen schon mal dazu auffordert, sich die „Irrenlogik“ der von ihm Kritisierten „auf der Zunge zergehen zu lassen“. (S. 208) Also, wie war das jetzt? Es gibt keine reale rassistische Unterdrückung von, zum Beispiel, Sans-Papiers? Und in den USA endete die reale rassistische Unterdrückung, weil sich eine afroamerikanisch-islamische Bewegung bildete? Oder passierte das zufällig zur gleichen Zeit? Oder die afroamerikanisch-islamische Bewegung machte die rassistische Unterdrückung plötzlich unreal? Und wie passt das überhaupt alles zusammen, wenn die US-Bürgerrechtsbewegung ihren stärksten Ausdruck in den 1960er Jahren fand, während die Nation of Islam immerhin schon 1930 gegründet wurde?

Lenhard muss jedoch zugute gehalten werden, dass er in einem weiteren Beitrag (mit dem bombastischen Titel „Sein zum Tode“) in allerletzter Minute (der Beitrag setzt den Schlusspunkt des Buches) die behauptete Aktualität der deutschen Ideologie im Islam anhand einer Exegese des Werks von Sayyid Qutb wenigstens noch deutlich zu machen versucht. Ansonsten gibt das Buch diesbezüglich außer der Freude über Foucaults Kommentare zum Iran und den vermeintlichen Hisbollah-und-Hamas-Sympathien vermeintlicher Postmoderner nicht viel her. Allerdings können wir wohl beruhigt davon ausgehen, dass diese Lücken bald gefüllt werden, denn der nächste Band von *ça ira* kommt bestimmt.

Zusätzlich verwendete Literatur

Foucault, Michel 1994: Qu'est-ce que les Lumières? In: Dits et Ecrits IV (1980-1988). Gallimard, Paris.

Foucault, Michel 1984: „Was ist Aufklärung?“, taz vom 2. Juli 1984.

Foucault, Michel 1990: Ethos der Moderne. Foucaults Kritik der Aufklärung. Campus Verlag, Frankfurt a.M.

Guattari, Félix 1978: Wunsch und Revolution. Das Wunderhorn, Heidelberg.

Alex Gruber / Philipp Lenhard (Hg.) 2011:
Gegenaufklärung. Der postmoderne Beitrag zur Barbarisierung der Gesellschaft.
ça ira, Freiburg.
ISBN: 978-3-924627-101-5.
302 Seiten. 18,00 Euro.

Zitathinweis: Gabriel Kuhn: Es sieht düster aus. Erschienen in: Überschneidungen von Unterdrückungen. 10/ 2011. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/944>. Abgerufen am: 03. 01. 2019 14:29.

Lizenzhinweise

Copyright © 2010 - 2019 kritisch-lesen.de Redaktion - Einige Rechte vorbehalten

Die Inhalte dieser Website bzw. Dokuments stehen unter der [Creative Commons Namensnennung-NichtKommerziell-KeineBearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz](#). Über diese Lizenz hinausgehende Erlaubnisse können Sie über unsere [Kontaktseite](#) erhalten.

Sämtliche Bilder sind, soweit nicht anders angegeben, von dieser Lizenzierung ausgeschlossen! Dies betrifft insbesondere die Abbildungen der Bücher und die Ausgabenbilder.